MARIENBOTE



November 1944

Inhalt

HOW SWEET AND TRANQUIL

How sweet and tranquil they repose
Whose eyes the hand of Death did close.

While Angel Guards were standing near
To banish sorrow, doubt and fear.

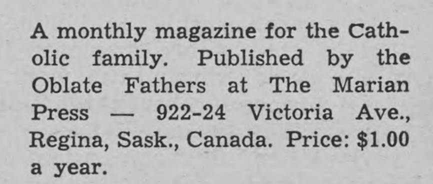
Aye, holy is the silence spread
Around our dear, departed Dead.

But what they feel God knows alone,
Who called his weary children home.

—Prairie Blossoms.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.


A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 2 November 1944 13. Jahrgang

Dies und Das

November. Grauer, nasskalter Nebel liegt über den Fluren. Unfreundlich, fast unheimlich ist die aus den bewegungslosen Wolkenballen starrende Stille, deren Werk schleichendes Gift ist und graugrinsender Tod. Erschauernd lässt die Natur das sonnenlose Novemberschweigen über sich dahingehen. Den wilden Stürmen des Spätherbstes hätte sie die Kraft ihres Lebens und auch das Lächeln ihrer letzten Blumen wohl noch eine zeitlang entgegengestellt. Nicht jedes Blatt wäre so plötzlich welk und müde geworden, wenn es nur brausende, heulende, zerrende Winde gegeben hätte. Das Leben liebt Stürme. Dem geräuschlos daherschleichenden Novembernebel jedoch ist sie nicht gewachsen. Der bringt keinen offenen, trotzigen Kampf, kein grimm-fröhlich schlagendes, dröhnendes Gegeneinanderprallen von Kraft mit Kraft.

Der Nebel kommt leise. Nichts kann seinem leichenkalten Atem widerstehen. Jedes Leben weiss er bis zu den letzten, zartesten, feinsten Aederchen zu durchdringen. Was schwächer ist als er, welkt und stirbt dahin.

Der Mensch kennt die Nebel und er hasst sie. Er hasst alles, was ihm den Ausblick in die Weiten verstellt, und die Räume, die sein Auge durchschaut, die müssen der Sonne gehören und der Wärme, den Vöglein und frohem Wachstum, wenn sie zu all ihrer Wonne auch noch des Menschen Lächeln und Segnen und Lieben verlangen.

An finsteren Novembertagen ist es dem Menschen jedoch nicht zum Lächeln. Die rauhkalten Lüfte, die erstarrten Astgerippe der Bäume, die grauen, schmutzig toten Felder ergreifen ihn mit dem abstossendsten Frieren, das des Leibes und der Seele Empfinden durchrieseln kann.

Tod. Wohl bleibt auch dieser November nicht ewig. Eines Tages wird er wieder da sein, der helle, herrliche Frühling mit seinem Singen und Knospen und Sprühen und Drängen. Jeder Frühling aber, der einem dahingegangenen November folgt, ist anders. Während in der Natur immer dasselbe Wunderlied des Lebens erklingt, gibt jedes neue Frühlingskommen unserem Lebensalter eine neue Zahl. Je höher diese Zahl steigt, um so näher rücken wir einem November entgegen, dem wohl noch ein hart winterlicher Dezember folgen kann, der aber von keinem irdischen Frühling mehr abgelöst werden wird.

Das ist der November des Lebens, die Zeit des Alterns. Auch dieser November hat seine Nebel. Sie liegen über unserer Vergangenheit und hüllen in tiefes Dunkel eine lange Reihe von gebrochenen Hoffnungen, von Stunden schwerer Enttäuschung, von hohem Lieben und wildem Hassen, von vielen, vielen guten Taten und von noch mehr Schuld.

Hier und da gibt es wohl Dinge, die kein Nebel umdunkeln kann, die offen und schutzlos daliegen vor dem beurteilenden Auge der Welt. Die

letzten und tiefsten Urgründe unseres Lebens jedoch, jene Urgründe, die allen unseren Taten und allem unseren Empfinden den Stempel des Guten geben oder des Bösen, liegen tief verborgen im Novembernebel unserer Jahre. Nur ein einziges Auge kann diese Nebel durchdringen und ihre Geheimnisse scharf und sicher fassen, und das ist das Auge des Ewigen.

Tiefe Nebel liegen auch vor uns. Wie lange noch? — Die Blumen des neuen, kommenden Frühlings werden strahlen und blühen wie immer. Die Vöglein werden ihre sorglosen Lieder dahintrillern wie sie es jedesmal tun, wenn sie sich wiegen in den sonnendurchtränkten Lüften des jungen Lenzes. Die grosse Welt wird weiter träumen und planen, fluchen, bauen und zertrümmern. Alles wird seine altgewohnte Wege dahinstürmen, kein Blümlein aber, kein Vöglein und auch keines der verwegenen, geschwätzigen Weltprogramme wird sich um das leise heranschleichende Weh kümmern, das uns mit dem herannahenden November des Lebens ergreift.

Wie lange noch? Die Welt mit ihrem kühnen, heissen Lieben und Streiten lässt uns allein, wenn diese Frage kommt. In stiller, gütiger Treue steht dann nur noch das Stiefkind der Welt, die demütige und doch so edle Religion, bei uns. Bis zur letzten Minute bleibt sie uns zur Seite. Vergessen sind die Stunden und Wochen und Jahre, da wir durch's Dasein rasten ohne uns umzuschauen, ob unsere Religion auch immer und überall mitkommen kann. Die Religion will nicht Vergangenheit, sie will Zukunft. Sie will nicht gehässig das Alte aufwühlen, sie will verzeihen. Nur ihrer schönen Heimat, der Ewigkeit wegen erinnert sie an begangene Ungerechtigkeiten, die abgetragen werden müssen, an trotziges Hassen, das zu brechen ist, an ein vergessenes Lieben, dessen überirdische Wonnen zu kosten sie uns bittet.

Der Mensch fühlt sich wohl in ihrer Nähe. Denn wo sie sich ergiessen kann, da lösen sich langsam alle Nebel und in der Ferne sehen wir die schöne Sonne, der wir ein ganzes Leben auf wirren Wegen nachgejagt, ohne auch nur ein einziges mal ihr volles Licht erhascht und genossen zu haben.

Sie war ja viel zu unbeständig und viel zu kurz an Stunden, die Sonne des Lebens. Nach jedem Aufgang hatte sie einen Untergang und lange, lange Nächte. Ihr Licht, wenn es einmal wirklich in voller Kraft und Glut uns überstrahlte, konnte nur die Sehnsucht nach mehr Licht und nach mehr Freundlichkeit in uns wecken. Eine Sehnsucht, die kein irdischer Sonnenstrahl stillen konnte.

Alle Liebe, die wir auf Erden tranken, hatte ihre schmerzenden Grenzen, jede Seligkeit war begleitet von so und so viel Enttäuschungen, jede Freude hatte graue Sorgen neben sich stehen.

So war und so ist das Leben, wenn wir es vom November aus überblicken. Es ist erfüllt vom Gesetze des Vergehens und jedes Jahr und jedes Leben endet mit kalter Wintersstarre.

Leben. Es ist aber nicht wahr, dass im November alles müde ist und hoffnungslos und dass jedem Blühen eisige Winterstarre harrt. In unseren Städten glaubt man überhaupt nicht mehr daran. Millionen Lichter durchleuchten dort alle Nebel und jede Nacht. Und in unzähligen hellen Räumen bieten sich uns Freuden an, die aller Trübsal des Herbstes einfach hohnlachen.

Hier hat der Mensch der Novembertrauer jeden Eintritt verboten. Wenigstens jener Novembertrauer, die draussen herrscht über den kahl-toten Aeckern und in den laublosen Wäldern. Mit dieser Sorglosigkeit dem November der Natur gegenüber ist dem Menschen aber auch etwas anderes gekommen.

Wenn abends die Nebel sich lüften und dunkle Nacht die geräuschvollen Erdentäler umhüllt, dann sehen wir, dass die letzten und fernsten Tiefen der Nacht nicht unendliche Finsternis sind, sondern ein unübersehbares Meer majestätischer, und doch so freundlicher Lichter.

Diese Lichter sieht der Mensch wohl noch, aber er versteht nicht mehr ihre wie tief in die Mauern der Ewigkeit gemeisselte Sprache. Könnte er sie verstehen, dann wäre es nicht zu jenem erschauernden Novembersterben gekommen, dem heute jedes noch bestehende Leben und Lieben entsetzt und hilflos entgegenstarrt.

Den November der Natur hat der Mensch von sich zu halten gewusst. Dafür ist ihm aber ein Sturm gekommen, der nicht darauf achtet, ob es Herbst ist oder Frühling, ob draussen die Blätter welken oder ob die Blumen dem ersten Blühen sich öffnen. Wie von allen Schrecken der Unterwelt getrieben braust er daher. Ihn kümmern weder Felder noch Wälder, ihm geht es um die Menschen und ihre Werke. Sie zu zerrütten ist der Sinn seines Kommens.

Droben aber stehen die Sterne. Sie sind die Ueberwinder aller Herbstnot der Natur. So wahr sie stehen, so wahr wird es wieder Frühling und so wahr kommt auch wieder die Lust der Sonne. Denn nicht Tod und Finsternis sind die Herrscher der Welt, sondern Licht und Leben. Es fällt die Natur während keines Herbstes in ein Sterben, aus dem es ewig kein Erwachen mehr gibt: Immer wieder, jedes Jahr siegt das Leben und siegt die Freude des neuen Wachsens und des neuen Fruchtens.

Wenn heute Ungewitter über uns dahergehen, knickend und brechend, zerschlagend und zerstampfend, wenn wir heute erkennen die Notwendigkeit fester, zusammenhaltender Gesetze: Uebersehen wir nicht die Sprache der Sterne. Stürmen muss man sich entgegenstellen. Ehe wir uns ihnen aber entgegenstemmen, müssen wir wissen, woher sie wehen. Es wurde uns von der Welt ja schon so viel darüber gesagt, wo diese

Stürme ihr Brutnest gehabt hätten. Wir aber sind nicht zufrieden mit diesen Wegweisern. Nicht aus Ländern kamen die wilden Gewitter, sie waren geboren in den Herzen der Menschen, die da vergessen haben, dass aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes und die Anerkennung jener ewig unantastbaren Gesetze, die in den Sternen sich spiegeln. Sie werden siegen, diese Gesetze. Wann, das hängt ganz davon ab, wie die Menschen sich ihnen gegenüberstellen.

Dem geistigen Menschen aber sind die Sterne immer Sieg. Kein November des Lebens, komme er im jungen Alter oder erst im späten, kann das frohe, freudige Hoffen auf das Leben zerstören, das sie uns bringen. Denn hinter den Sternen wohnt Er, der aller Ehrlichkeit und edleren Menschlichkeit Segner ist.

An Ihn glauben wir, deshalb ist uns auch kein noch so grimm-schauriger November drückend und keiner seiner Stürme wird uns müde machen am Leben. Wahres Leben bleibt ewig jung, auch bei grauem Haar. Welkendes Altern des Geistes kommt nur da, wo man nicht mehr trinkt aus den Quellen der Welten von oben.

Der Schriftleiter.

Ps. 92, 3,4.

Die Wasser, Herr, sie schwollen hoch,
Die Wasser, Herr, erhoben brausend ihren Donner,
Hoch schwoll der Wasser Brandung.
Doch herrlicher als vieler Wasser Rauschen,
Gewaltiger als Meeres Brandung
Thront in der Höhe wunderbar der Herr.

Ps. 43, 7-9.

Darum vertrau ich nicht auf meinen Bogen,
Noch kann mein Schwert allein mich retten.
Du bist's, der uns von unsern Drängern rettet,
Und unsre Hasser all mit Schmach bedeckt.
In Gott nur wollen wir uns allzeit rühmen,
Und preisen Deinen Namen ewiglich.

(Aus dem neuen deutschen Gebetbuch "Wir beten" von Pater H. Krawitz O.M.I., das wir noch vor Weihnachten veröffentlichen wollen.)

———o———

Anbetung ihm.
Anbetung dem Herrn.
Mit hoher Ehrfurcht
wird auch von uns
sein Name stets genannt.

Lobsinget ihm!
Wir lobsingen ihm
in frohen Chören,
und er vernimmt
auch unsern Lobgesang!

"Was Gott dir bestimmt, das wirst du nie los, bis du es liebst. Entfliehen kannst du nicht. Wohin du gehst, es folgt dir überall. Nur durch deine Liebe wirst du frei von ihm."

Kuehnel.

"Die Einsamkeit geht vor Gott einher. So oft sie mir naht, kann ich sagen: Jetzt werde ich bald Gottes leise, leise Schritte hören."

Strangfeld.

"Wer Gott nicht im eigenen Innern findet, wird Ihn nie ausserhalb seiner finden."

Ramakrischna.

"Dass der Mensch selbsttätig sein kann, zeichnet ihn vor aller Schöpfung aus. Hier liegt seine Würde und die Möglichkeit zur Schuld."

Olbrich.

"Um die Wahrheit zu erfassen, darf man nicht im Blut und Fleisch, sondern muss im Geiste leben."

Eckhart.

"Kain's Blut ist in uns allen. Vielleicht verdienen wir uns darum den Frieden so schwer."

Meister Mathis.

"Schöpfer blieb nur Der, Der das Licht von der Finsternis schied, der alles Werden meistert."

Meister Mathis.

"Treue ist eine Qualität, um die alle Spötter dich beneiden können."

M. Laros.

"Es gibt schon eine Gerechtigkeit auf Erden, dass die Gesichter wie die Menschen werden."

Keller.

Klein-Liesbeth

von Heinrich M. Waldkugler

(Fortsetzung)

Weihnachten rückte näher, und mit dem Fest auch der Tag des grossen, von der ganzen Stadt erwarteten Prozesses. Eine Woche vor dem Gerichtstag kam mir das grosse Glück in den Schoss: Man fand die Dokumente, ohne die ich den Prozess glatt verloren hätte. Jetzt war ich meines Sieges sicher. Es rauschte und kochte und hämmerte und schrie in mir vor lauter Sieges-Vorfreude. Schnell machte ich mich an meine Akten, änderte Anklagen und Beweise, Fragen und Hiebe. Zwei Tage vor dem Prozess hatte ich alles fertig und schön geordnet auf meinem Schreibtisch liegen.

Jetzt war noch eine Arbeit zu leisten, eine schwere, Schweiss und Herzklopfen kostende Arbeit. Ich hatte mich nämlich trotz aller Logik der Vernunft entschlossen, das grosse Wagnis, Marianne um ihre Hand zu bitten, doch zu unternehmen. Vor Weihnachten noch wollte ich auch diese Sache geregelt haben. Ein Weihnachtsfest mit Mariannens Hand in meiner und mit Zeitungsausschnitten über meinen neuen Gerichtssieg, in der Tasche, schöner konnte ich es mir garnicht denken. Ich war wie berauscht in jenen Tagen.

Obwohl es kaum zehn Uhr Vormittag war, nahm ich Hut und Mantel und eilte Mariannens Wohnung zu.

Marianne und Klein-Liesbeth waren in der Küche. Ich setzte mich auf einen Stuhl, hatte gar bald Klein-Liesbeth auf meinem Knie, und dann begann ich Mariannen von jenen Dingen zu erzählen, die mein Herz freudevoll machten. Ich sprach ihr von meinem Prozess, von meinen allerbesten Aussichten und von den entscheidenden Dokumenten, die wohlbereit auf meinem Schreibtisch, gleich oben auf den Akten, lagen.

Wie ich so, voller Feuer Mariannens glänzende Augen betrachtend, meinen Gedankengang losliess, hörte ich es im Wohnzimmer rasseln. Erschreckt unterbrach ich mein Erzählen. Das Geheimnis von den wiedergefundenen Dokumenten durfte doch ausser Marianne, der ich voll und ganz vertraute, niemand anders wissen. Doch—es war zu spät!

Mit breitem Grinsen, dem breitesten, das sein aufgedunsenes Rabengesicht ziehen konnte, trat der vermaledeite Onkel Stephan in die Küche:

"Was muss ich hören? Gratuliere. Die Papiere, von denen alle Zeitungen schreiben, sind also gefunden? Das freut mich. ausserordentlich. Den kapitalistischen Lumpen, mit denen Sie da prozessieren, denen gönne ich das Rippenbrechen, das übermorgen auf sie wartet."

"Keinen Piepser," wandte er sich ernst drohend an Marianne. "Maul gehalten jetzt, sag ich. Niemand darf etwas von den Papieren wissen, dass du dir das merkst, Marianne. Euch Weibern ist nämlich die Zunge ziemlich locker."

"Ja, Herr Doktor," redete er wieder zu mir, "heute heisst es Maul halten. Aber übermorgen bin ich im Gerichtssaal, das sage ich Ihnen. Dort werde ich dann meiner Stimme wieder freie Bahn lassen. Dort werde ich Beifall brüllen, dass die Wände wackeln."

Dabei klopfte mir Onkel Stephan so begeistert und so freundschaftlich auf Arm und Schulter, lachte laut und schüttelte mich, bis mir wirklich alle Sorge verging.

Marianne war auch nur Freude. Mit heissen Wangen sass sie vor mir, lauschte und strahlte und fragte und ermunterte — während mir Herz und Hoffen immer höher schlugen in Erwartung des Anderen, das da noch kommen sollte.

Dieses "Andere" aber, Mariannens Hand, wollte ich mir erst am Abend holen. Am Abend desselben Tages noch, das war

---

"Willst du wandeln, so bin Ich der Weg. Willst du ohne Enttäuschung sein, so bin Ich die Wahrheit. Willst du nicht sterben, so bin ich das Leben. Du kannst nirgends hingehen als zu Mir; und du kannst nirgends gehen als durch Mich. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

St. Augustinus.

mein Entschluss. Jetzt konnte ich es nicht tun, des verflixten Onkel Stephans Gegenwart brauchte ich für diesen mir so wichtigen Augenblick ganz und gar nicht. Liebe ist ein Lebensprozess, der keine Zeugen will. Das weiss selbst der allertrockenste und unerfahrenste Rechtsanwalt.

Ich ging nach Haus. Dort angekommen, schaute ich noch einmal mit fast leidenschaftlich brennender Gier durch meine Akten, streichelte und tätschelte die wiedergefundenen Dokumente, und dann machte ich mich an das Ueberlegen und Zusammensetzen meiner grossen Liebesrede, die mir am Abend Mariannens Herz und Hand und Klein-Liesbeth's Paparufen gewinnen sollte.

Ich war so vertieft in diesen Vorbereitungen, dass ich kaum etwas zum Mittag ass und so gegen drei Uhr Nachmittag auch garnicht hörte, wie es an meiner Tür klopfte.

Plötzlich standen Onkel Stephan und Klein-Liesbeth vor mir.

"Was ist denn los? Wird hier denn nicht 'herein' gerufen, wenn anständige Leute klopfen?" polterte der Satanstephan mir entgegen.

"Habe nichts gehört," entschuldigte ich mich.

"Liesbeth, was machst du denn hier?" wandte ich mich dann an mein Herzenskind und fasste mit der Hand nach ihrem fetten Kinn.

"Komm, Onkel, spazieren, in die Stadt," rief mir Klein-Liesbeth fröhlich zu. Sie griff nach meiner Hand: "Komm, Onkel, raus."

"O, das ist die Geschichte?" strahlte ich zurück. "Gut. Wohin gehen wir?" wandte ich mich an Onkel Stephan.

"Mir ganz gleich. Die kleine Hexe da hat mich den ganzen Tag geplagt, mit ihr zu Ihnen zu kommen. Wir können ja meinetwegen sazieren gehen und dann wieder hier zurückkommen, wenn Liesbeth es schon so will."

Mit diesen Worten setzte er sich in meinen Schreibtischstuhl.

"Klein-Liesbeth," rief ich, "wir gehen spazieren. Damit du aber siehst, dass ich dich gern hab': Da im Schrank ist etwas Gutes für dich. Warte, ich hole es dir."

Ich stand auf und ging an meinen Eisenschrank, in dem ich seit jüngster Zeit alle Schokolade aufhob, die ich für Klein-Liesbeth zusammenkaufte. Ich musste die Schokolade im Eisenschrank verstecken—wegen meiner alten, scharfsichtigen Haushälterin. Der wären die unmöglichsten Verdächtigungen aufgekommen, wenn sie einmal Schokolade in meinem Zimmer gesehen hätte.

Nachdem ich Klein-Liesbeth abgefertigt und ihr noch eingeredet hatte, sich ja nach Kräften Mäulchen, Backen, Hände und Mantel mit der Schokolade zu beschmieren, weil Mamma immer eine so grosse Freude daran habe, gingen wir los.

Onkel Stephan, der Erzgauner, war bester Laune. Er schwätzte, riss Witze und liess weder mich noch Klein-Liesbeth zu Wort kommen.

Nach einer Stunde sagte Onkel Stephan:

"Jetzt, mein liebes Kind und mein lieber Doktor der Rechte und Gesetze, müssen wir umkehren. Die Pflicht ruft. Habe noch wichtige Geschäfte zu erledigen."

Wir kehrten also um. Klein-Liesbeth und Onkel Stephan brachten mich bis an meine Haustür und gingen dann weiter.

In meiner Arbeitsstube begann ich sogleich an der grossen Liebesrede weiterzuschmieden.

Langsam krochen die Stunden, viel zu langsam für mich, den Liebesfiebernden.

Endlich war es sieben Uhr abends, meine gewöhnlich Besuchsstunde bei Marianne. Ich trat meinen schweren und mir doch so lieben Gang an.

Bei Mariannen war es wie immer. Sie erzählte, Klein-Liesbeth tobte, fragte, trotzte, schrie, lachte, umhalste und hexte wie jeden Abend.

Um acht Uhr kam Klein-Liesbeth ins Bett. Jetzt war ich mit Marianne allein. "Jetzt oder nie!" munterte ich mich selbst auf—und begann:

"Marianne, wollte Ihnen etwas sagen. Hören Sie gut zu, es wird lange dauern, bis ich alles gesagt habe. Also ... sehen Sie, Marianne ... weiss Gott, ich mache es lieber doch kurz: Marianne, werden Sie meine Frau!"

Jetzt war es heraus. Dicke Schweissperlen standen mir auf der Stirn. Es kamen aber noch viel dickere Schweisstropfen als ich sah, wie Marianne sich erhob, mich blass und erschrocken eine Weile ansah, und dann die Küche verliess.

In der nächsten Sekunde aber stand ich schon neben ihr in der Stube, an Klein-Liesbeth's Kinderbettchen.

DIESE DEINE SEELE

Diese deine Seele, ach, wie klein ist sie!
Oft in eine Träne geht ihr ganzes Weh.
Alle Seligkeiten fasst ein kleines Lied,
Diese deine Seele, ach, wie klein ist sie!
Und dann wieder Jubeln,
Das nach Sternen greift,
Schmerz, der alle Himmel
Achtlos von sich streift:
Diese deine Seele, o, wie gross ist sie!

"Marianne," sagte ich leise, "haben Sie gehört, was ich Sie gefragt?"

"Ja," gab sie kaum hörbar, mit abgewandtem Gesicht, zurück. Und dann kam es noch leiser:

"Aber ich kann nicht."

"Warum?" rief ich zitternd.

"Ich heirate im Frühling. Einen anderen."

Das war ein Schlag! Das traf wie mit Keulen! Langsam schritt ich in die Küche zurück, liess mich auf einen Stuhl nieder, vergrub das Gesicht in beiden Händen und blieb still. In mir war es furchtbar.

Da fühlte ich plötzlich zwei weiche Aermchen meinen Hals umschlingen. Ein heisses Bäckchen drückte sich gegen mein kaltes Gesicht und eine liebe Stimme sprach leise und beruhigend:

"Nicht flennen, Onkel, nicht flennen, nicht."

Das war Klein-Liesbeth.

Ich hielt das Kind in meinen Armen, dann küsste ich es, stellte es auf den Boden, und sprach, zur Stubentür gewandt:

"Auf Nimmerwiedersehn, Marianne!"

"Leben Sie wohl," klang es weinend zurück.

Mit grossen, fragenden Augen schaute Klein-Liesbeth zu mir empor. Noch einmal küsste ich das Kind, heiss und innig. Dann ging ich.

Auch die folgende Nacht, die schwerste meines Lebens, verging. Spät am nächsten Morgen erst setzte ich mich an meinen Schreibtisch. Ich wollte meine Rede für den grossen Prozess des nächsten Tages noch einmal durchgehen. Alle Lust dazu war mir freilich vergangen, aber es musste sein.

Müde öffnete ich die Mappe— und sprang wie vom Blitz und allen Donnerwettern der Erde getroffen auf.

Die Hauptdokumente, die Papiere, auf die ich alles gebaut, waren nicht da!

In sinnloser Aufregung warf ich alles auseinander, suchte im Papierkorb, unter dem Tisch, unter und in allen Schränken, in Taschen, Fensternischen und Kassetten: Die Papiere waren nicht da!

"Appollonia!" brüllte ich, zur Küche rasend, "haben Sie in meinem Arbeitszimmer gewaschen, gestaubt, geputzt, geschnüffelt oder gerückt?"

Appollonia muss damals an der Gesundheit meines Gehirnes gezweifelt haben.

"Ruhig, ruhig," sprach sie auffallend leise und sanft.

Hastig erzählte ich ihr alles. Appollonia versicherte mir aber, dass weder sie noch jemand anderer während meiner Abwesenheit im Studierzimmer gewesen sei. Vielleicht habe ich die Papiere doch irgendwo verlegt? fragte sie, ergriff mich beim Arm und zog mich in meine Arbeitsstube.

Dort suchten wir beide — die Papiere aber waren nicht zu finden.

Dann tat ich das, was ich während der letzten Monate mit allen meinen Freuden und Sorgen zu tun gewohnt war: Ich rannte zur Marianne! Vergessen war der vergangene Abend, vergessen war das "Auf Nimmerwiedersehn." Marianne muss helfen, das war der einzige Gedanke, der mir noch im Sinn war.

Ohne anzuklopfen, riss ich die Tür zu Mariannens Wohnung auf. Erstaunt und erbleichend schaute sie auf mich.

"Marianne, die Papiere sind fort, gestohlen! Ich bin fertig,

Christus, der Freund der Sünder

Wer Christus einmal begegnet, in der Kirche, durch ein Buch, durch einen Menschen, der kommt nicht mehr fort von Ihm. Man kann Christus für Stunden, für Wochen, ja sogar für Jahre vergessen: Einmal aber kommt er, der Augenblick, da in des irregelaufenen Herzens Tiefe die Sehnsucht erwacht nach Ihm, Der mehr gibt als nur Brot, irdischen Wohlstand and Sinnesrausch und Freuden der Welt. Einmal erwacht die Seele, mit klagender Stimme nach dem Guten und dem Reinen rufend, das sie in Christus gesehen.

"Brannte nicht unser Herz, als Er unterwegs mit uns redete und uns die Schrift erschloss?" (Luc. 24, 32.)

Brannte nicht unser Herz, als wir zum ersten Male so richtig von Ihm hörten? Er kann geben, wonach unser Herz brennt. Auch wenn deine Seele angefüllt sein sollte von einer einzigen lebenslangen Sünde: Er ist der gute Hirt, der Seine Sendung mit den wundersamen Worten kundgetan: "Im Himmel wird grössere Freude sein über einen einzigen Sünder, der sich bekehrt hat, als über neunundneunzig Gerechte, die der Bekehrung nicht bedürfen." (Luc. 15, 17.)

fertig. Die Papiere, Marianne, ich muss sie wieder haben," schrie ich laut und leidenschaftlich.

Marianne riss sich zusammen. Sanft schob sie mich auf einen Stuhl und begann mich auszufragen. Auf alle Fragen hatte ich aber immer nur eine Antwort:

"Nein, da sind sie nicht. Sie sind fort, gestohlen."

Einen anderen Rat als weiterzusuchen, konnte mir Marianne leider nicht geben. Sie suchte zu trösten, Hoffnung zu machen —ich aber war jetzt wirklich fertig. Zwei grosse, schöne Hoffnungen, gerade meine schönsten, beide waren sie dahin. Zerschlagen und erledigt.

Dumpf begann ich ins Nichts hineinzubrüten. Marianne stellte Fragen an mich, sie rüttelte mich, ich aber blieb tot für alles um mich her.

Bis dann plötzlich wieder Klein-Liesbeth's Aermchen meinen Hals umschlangen und ihr besorgtes Stimmchen sprach:

"Nicht flennen, Onkel, nicht."

Das brachte mich zum Erwachen. Ich erhob mich:

"Du hast recht, Kind. Flennen bringt nicht weit."

"Verzeihen Sie, Marianne," wandte ich mich dann an Liesbeth's Mutter, "Leben Sie wohl."

Ob Marianne darauf antwortete, hörte ich nicht mehr. Ich war sehr schnell wieder auf der Strasse.

Nach dem Abendessen läutete das Telephon. Es war Marianne.

"Verzeihen Sie, Herr Doktor, kommen Sie bitte, wenn Sie können, sofort rüber. Liesbeth ist so komisch. Sie liegt im Bett, will nichts essen, und schreit nach Ihnen. Nicht einmal zum Abendbrot konnte ich sie aus dem Bette kriegen. Ich weiss nicht, was mit ihr los ist. Sie will Sie haben. Werden Sie kommen?"

"Ist ihr Onkel daheim?" fragte ich zurück.

"Nein. Er ging fort. Auch er ist wie mit Nadeln gestochen. Wie wild rannte er den ganzen Nachmittag in der Wohnung umher. Er scheint etwas verloren zu haben. Alles kommt auf einmal! Werden Sie Liesbeth besuchen?"

"Ja," erwiderte ich kurz und hing ab.

Ein paar Minuten später stand ich vor Klein-Liesbeth. Das Kind schaute mich ein paar Sekunden mit zusammengezogener Stirn an, dann griff Klein-Liesbeth unter ihr Hemdchen und zog etwas hervor:

"Da," sagte sie.

Ich wurde blass: Es waren meine gesuchten Papiere.

"Wo hast du die her, Liesbeth?" rief ich zitternd vor Aufregung.

"Onkel Stephan hat sie von deinem Tisch genommen. Er hat ein Loch in meinen Mantel gemacht und hat sie da hinein gesteckt."

Marianne, blass und zitternd, sprang zum Kleiderschrank. Sie riss Liesbeth's Mäntelchen heraus. Ins Futter war ein Loch geschnitten.

"Warum hast du die Papiere rausgenommen, Liesbeth?" fragte ich immer noch erregt.

"Onkel Stephan sagt, er schlägt mich, wenn ich dir die Papiere zeige. Er hat sie gestern fortgenommen, wie du die Schokolade geholt hast. Dann hast du geflennt. Jetzt flenn nicht mehr. Und sag' nichts dem Onkel Stephan," sprach Klein-Liesbeth mit ihrer so selbstsicheren Stimme.

Ich beugte mich über das Kind, wollte es überwältigt in meine Arme nehmen — da aber wurde sie von anderen Armen aus dem Bettchen gerissen.

"So, du Racker, du verfluchter, du hast die Papiere versteckt?" hörte ich Stephans Stimme brüllen. Er hielt Klein-Liesbeth in einem Arme fest, während er mit der freien Hand wild und sinnlos auf die Kleine losschlug.

Ehe ich ihm Klein-Liesbeth entreissen konnte, schlug er das King auf den Boden und rannte davon.

Da lag Klein-Liesbeth, bewusstlos und blutend.

Ich wandte mich Mariannen zu: Die lag auf Klein-Liesbeth's Bett, auch bewusstlos.

Behutsam hob ich das Kind auf und legte es neben die Mutter. Ich untersuchte es oberflächlich und ging, Arzt und Polizei zu rufen.

Als der Arzt kam, waren Marianne und Liesbeth schon wach. Marianne sprach kein Wort, das Kind wimmerte.

Zum Glück war ausser einem Loch im Kopf und einigen blauen Flecken der Kleinen nichts Ernsteres geschehen. Ich ordnete alles mit dem Arzt und verliess, da Marianne kein Wort auf alle meine Fragen erwiderte, die Wohnung.

"Ich sah ein Gänseblümchen am Wege stehn, ein wonniges, mit purpurroten Spitzen an den Blättlein, und dachte: Du Schönes, wenn man dich droben auf der Alp als ein seltenes Gewächs entdeckte, welch' seliges Verwundern gäbe es da! Unerhört lieblich fände man dich, pflückte dich mit zagen Fingern, freute sich an dir und pflegte dein. Weil du aber nicht selten bist, gucken dich die Leute kaum an, und wohl nur die Kinder sind fröhlich über deine Schönheit."

Else Hasse.

Am nächsten Tag gewann ich meinen Prozess. Ich kaufte Blumen, die schönsten Blumen, und ging, Marianne und Liesbeth zu besuchen.

Ihre Wohnung war leer.

"Ausgezogen," sagte man mir. "Unbekannt, wohin." — Ich sah sie niemals mehr wieder.

Es dauerte viele Winter und Sommer, bis ich diese Monate mit ihrem traurigen Ende vollständig überwunden hatte. Es wurde aber erst zu jener Stunde still in mir und ruhig, in der ich erkannte:

Das Leben hat nicht zwei, es hat drei grosse Adern, an denen wir siegen oder vergehen: Geist und Arbeit, Herz und Liebe, Leid und das Meistern des Leides.

Wo alle drei zusammenfliessen, da wird — der Mensch! Der Mensch, wie der Schöpfer ihn will und die anderen ihn brauchen.

———o———

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott Dir garnichts nähme,
Und gäb dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
O Menchenkind, bestellt?
Du müsstest fast verderben,
So lieb wär dir die Welt.

Nun fällt eins nach dem anderen,
Manch süsses Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft—
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft ...

———o———

Die Mexikaner haben eine eigentümliche Vorliebe für aussergewöhnliche Strassennamen. In ihrer Hauptstadt gibt es neben einer Heiligen-Geist-Strasse eine Gottesliebe-Strasse, eine Strasse des betrübten Indianers, eine Waldeulen - Strasse, eine Verlorene-Kind - Strasse. Dann gibt es eine Strasse, die den seltenen Namen führt: Geh-wenn-du-kannst-Strasse. Eine Apotheke nennt sich "Himmelstor", und ein Wirtshaus "Teufelsköder".

TAGE VOM JENSEITS

ALLERHEILIGEN

Ein prachtvoller Sternenhimmel leuchtet heute aus dem Jenseits. Millionen heiliger Gotteskinder, so verschieden nach Alter, Stand, Geschlecht und Nation, und doch alle geeint in der Liebe Jesu Christi; so verschieden in Glanz und Helle, und doch alle erleuchtet von der Sonne des göttlichen Herzens.

Heute grüssen sie uns aus der Heimat und reichen uns die Hand zur Gemeinschaft des Betens und Lebens. Erfahren in Leid, Kampf und Versuchung, haben sie Verständnis und Herz auch für uns.

Allerheiligenfeier ist ein froher Aufblick zum christlichen Sternenhimmel, aber auch ein machtvoller Aufruf aus dem Jenseits: Folgt uns nach!

Und wenn einst längst alle Standes-, Gehalts-, Mode- und Vergnügungsfragen zwecklos geworden, bleibt auch für dich, katholisches Mädchen, die letzte und wichtigste Frage: Ob dein Los unter den Heiligen ist, ob du das Tedeum des Himmels mit allen Engeln und Heiligen singen darfst.

Aus: Reichsverbandsgebetbuch
"Mein Lied dem König".

ALLERSEELEN

Mutterfreud' und Mutterleid stehen auch im Herzen der hl. Kirche nebeneinander. Jäh verstummt der Jubel über die verklärten Gotteskinder und wir hören aus einem anderen heiligen Bezirk des Jenseits Seufzer und Klagen. Wir schauen Seelen schon im klaren Licht der Ewigkeit, aber noch im Dunkel der Gottesferne; geborgen im Frieden Christi, aber schmerzdurchglüht von tiefster Reue; gesichert in der Kindschaft Gottes, aber voll kleiner Mängel—wahrhaft grosse, heilige und doch "arme Seelen"! Ihr Leben im Reinigungsort ist ein Leiden und Warten, ohne Verdienst und doch voll edelster Geduld und Hingabe.

Heute erwarten sie Hilfe von uns. So manchen von ihnen schulden wir besondere Liebe. Als Gotteskinder dürfen wir sie erquicken durch den Gnadenstrom des hl. Opfers; dürfen ihnen in den Ablässen die unendlich reiche Schatzkammer der Verdienste Christi und der Heiligen öffnen; stehen mit ihnen in Verbindung durch die Goldfäden fürbittenden Gebetes.

Allerseelenfeier im Gotteshaus und am Gottesacker erfüllt uns mit heiligem Ernst, süssem Trost und froher Hoffnung. Im Licht des Glaubens erstrahlen die Lichter auf den Gräbern als Sinnbild Christi, des ewigen Lichtes; die Blumen künden den herrlichen Frühling, der einst an geweihter Stätte anbrechen wird; das Kreuz ist uns sichere Bürgschaft: Die in seinem Schatten ruhen, leben, auch wenn sie gestorben sind; in Christus werden wir sie wiederfinden und besitzen auf ewig.

Aus: Reichsverbandsgebetbuch
"Mein Lied dem König".

Zum Allerheiligenmonat

Gott in seinen Heiligen

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Heilige sind nicht wesentlich Wundertäter; sie sind Helden vollkommener Liebe zu Gott und den Menschen. In dieser allgemeinen Linie stimmen sie überein; in hundert anderen Punkten sind sie verschieden. Denn zunächst ist jeder Mensch ein unicum; ein Wesen, das im Weltengeschehen einzig dasteht und sich niemals wiederholt. Dann auch darf man nicht vergessen, dass Gott sich höchster Freiheit erfreut im Bilden und Kneten Seiner Meisterwerke, die Er dazu benutzt, um besonderen Bedürfnissen der einzelnen Zeitperioden in der Kirchengeschichte entgegen zu kommen. Daher die grossen Unterschiede bei den Dienern Gottes im Leben und nach dem Tod.

Wie verschieden stehen sie z.B. da in ihrer Beschäftigung und ihren Lebensverhältnissen. Es gibt heilige Hirten und heilige Soldaten; heilige Gelehrte und heilige Analphabeten; heilige Könige und heilige Bettler; heilige Neger und heilige Indianer. Es gibt Heilige jeden Alters, Standes und Geschlechtes; jeder Farbe und Nationalität. Sie lebten in verschiedenen Zeiten und Zonen; benutzten einfach ihre Umgebung und ihre Gaben, um Gott in allem und über alles zu lieben.

Wie verschieden erscheinen sie in ihrem inneren Leben; im Grad der Gnadenbeeinflussung und Gotterfülltheit. Der Allerhöchste war hinter ihnen her als Angler und Jäger göttlicher Adler. Auf einige wirkte Er ein zart wie Windessäuseln, still und herrlich wie die Morgenröte. Andern drängte Er sich auf stark und gewaltig wie ein Riese; so bei der grossen Theresia von Spanien. Sie floh wie ein gejagtes Wild vor den göttlichen Umarmungen: "Halt ein, O Herr, ich kann es nicht ertragen; Du tötest mich, wenn Du so weiter machst". Aber je mehr sie auszuweichen suchte, desto mehr setzte der göttliche Liebhaber ihrer Seele nach und erdrückte sie fast mit Seinen Herrlichkeiten.

Verschieden sind die Heiligen in den Wundergaben (Charismen) des Hl. Geistes. Bei einigen scheinen sie im Leben ganz zu fehlen. Bei anderen zeigten sie sich erst nach dem Tod. Bei manchen treten sie vereinzelt auf. Andere hinwieder wirkten Wunder ohne Zahl, als sei es eine Spielerei. Einige sahen sich mit den Wundmalen (Stigmen) gezeichnet wie mit glühenden Rosen. Die selige Salesia Schulten trug sie unsichtbar mit lebhafter Empfindung ihrer Peinen. Katharina von Siena wurde auf ihr ausdrückliches Gebet hin dieselbe Gunst beschieden; erst im Augenblick ihres Verscheidens traten sie in lieblicher Schönheit hervor. Einige Heilige sahen sich geehrt mit der Gabe der Krankenheilungen; so der selige Bruder Andreas von Montreal († 1937). Wenn er durch die Stadt zog, füllten sich die Strassen mit Krankenbahren; von jeder Reise in die Staaten brachte er Bündel von Krücken und Stöcken mit heim von jenen, die er geheilt, um sie im Heiligtum des hl. Josef aufzuhängen. Nicht wenige zeichneten sich aus durch die Gabe der Herzenserforschung; sie schauten den Seelen auf den Grund wie derjenige, der Herzen und Nieren durchforscht; sie waren Gedankenleser im strengsten und wirksamsten Sinne. Vereinzelt steht die Jungfrau von Orleans da als militärisches Genie; als 20-jähriges Bauernmädchen hat sie in 5 Monaten mehr getan für die Befreiung ihrer Heimat als der französische Generalstab in 15 Jahren. Allen gemeinsam ist die hl. Angst vor öffentlicher Anerkennung; deshalb suchten sie so viel als möglich ihre himmlischen Ehrungen hinter andern Heiligen zu verbergen; Bruder Andreas verwies die Bittsteller an den hl. Pflegevater Christi und salbte verbrochene Glieder mit Wachs von den Lichtlein, die vor dessen Statue brannten. Der hl. Pfarrer von Ars († 1859) schickte die Mühseligen und Beladenen zum Altar der hl. Philomena.

Manche Diener Gottes verschafften sich allgemeines Ansehen schon im Leben. Andere, wie so manche Künstler in Musik und Poesie, wurden zeitlebens überschaut oder gar verdächtigt. So hat die hl. Theresia von Lisieux sich nie ganz durchsetzen können. Noch kurz vor ihrem Absterben sagte eine ihrer Schwestern: "Wundere mich, was man einmal von ihr den andern Karmeliterklöstern in ihrem Totenbericht erzählen wird."

Verschieden ist das Los der Lieblinge Gottes im Leben und genau so verschieden nach dem Tod. Eine ganze Reihe herrlicher Gestalten unter ihnen verharrt unbeachtet in Vergessenheit wie stille Veilchen im Gras. Sie scheinen begraben und vergessen; kein Messbuch und kein Kalender nennen ihre Namen. Einige strahlen am Manche haben es bis zur Seligsprechung gebracht; Himmel unauslöschlich wie Sterne erster Grösse. anderen wurde der Titel "Heilig" zuerkannt, sei

es durch allgemeine Volksverehrung, sei es durch amtlichen Spruch der obersten Kirchenbehörde. Ihre Reliquien wurden manchmal entehrt; so hat die französische Revolution die Gebeine der Heiligen aus den Gräbern heraus auf die Strasse gezerrt und mit ihnen verruchtes Spiel getrieben. Anderen wird ununterbrochen gehuldigt in weltbekannten Schreinen. Die Leiber einzelner trotzen dem Gesetze der Verwesung: unberührt von Grabesschrecken strömen sie wundersamsten Duft aus wie lebendige Blumenbündel; ihre Gliedmassen bleiben frischfarben und gelenkig als wären sie unzerstörbar. Solches gilt von der Zunge des hl. Johannes Nepomuk, der als Martyrer des Beichtgeheimnisses in der Moldau ersäuft wurde. Es gilt vom Kopf der Braut des Hl. Herzens Jesu, Margareta Alacoque: der Heiland nahm ihn bei einer Erscheinung zwischen Seine Hände und drückte ihn an Seine Brust, wobei er ihn mit unvergänglichem Leben durchtränkte. Es gilt vom Arm des hl. Königs Stephan von Ungarn, der unermüdlich Werke der Barmherzigkeit vollbrachte. Es gilt von einer seligen Schwester in Böhmen, deren ganzer Leib, obwohl schon lange tot, noch heute lebendig und unverweslich auf einem Chorstuhl inmitten der Nonnen sitzt, als wollte er bis zum Ende der Zeiten die Vesper mitsingen.

Einige Diener Gottes sind nach jahrhundertelangem Verschollensein urplötzlich ans Tageslicht gezogen worden. Das bewahrheitet sich an der hl. Philomena, die im Dunkel der Katacomben entdeckt, eine der Vorzugsheiligen des hl. Pfarrers von Ars geworden ist. Etwas Aehnliches ist in jüngster Zeit dem hl. Josef Cupertino widerfahren. Obwohl dem Messbuch eingereiht, war er doch verhältnismässig wenig bekannt. Nun ist er plötzlich durch den Krieg der Patron der Luftschiffer geworden, und seine Medaille wird von zahllosen katholischen wie nitchkatholischen Fliegern getragen. Wie konnte er nur zu solch einer Auszeichnung kommen? Auf den ersten Blick erscheint es fast wie ein Wunder; nennt man ihn doch den "Dummkopf" unter den Heiligen! Er war in der Tat von unübertrefflicher Tölpelhaftigkeit. Niemand konnte ihn gebrauchen, weder der Schullehrer noch seine eigene Mutter. Unfähig sich auszudrücken, erwies er sich langsam und stotterig im Reden. Fast ständig geistesabwesend schien er jegliche Entschlusskraft zu entbehren. Dennoch eignete er sich vorzüglich als himmlischer Patron der Fliegerei. Vollbrachte er doch atemberaubende Flugkunststücke übernatürlicher Art! Er brauchte in der Kirche nur eine gute Predigt zu hören und hinauf schwebte er an die Decke und liess sich mit ausgebreiteten Armen über dem Altare nieder. Im Speisesaal versetzte ihn bei frommer Lesung der Name Gottes in Verzükkung; mit Löffel und Teller in der Hand ging er in die Höhe. Er erfreute sich auch der Gabe der Fernsicht; er hatte Gewalt über die Tiere und die geheimen Kräfte der Natur. Dabei zierten ihn solch liebenswerte Eigenschaften, die jedem Soldaten so wohl anstehen: rührende Selbstvergessenheit; froher Mut und unzerstörbare Fröhlichkeit; bereitwilligste Annahme irgendwelcher Befehle; Freisein von jeglicher Eifersucht; allgemeine Beliebtheit und Volkstümlichkeit. Vom Hl. Geist erleuchtet, sagte er seinen Todestag voraus: er verschied am 13. September 1663 als Liebling Gottes und der Menschen. Wer wollte leugnen, dass dieser Heilige in seiner Franziskanerkutte ein erhabenes Vorbild abgeben kann für unsere stolzen Jungmannen in der Uniform!

All diese Darlegungen zeigen uns die erstaunliche Mannigfaltigkeit unter den Heiligen Gottes. Ihre Geschichte ist wie ein Wundergarten; er mutet uns an wie das Firmament in seiner Unendlichkeit. Er atmet nicht tötende Einfarbigkeit und Eintönigkeit. Wie könnte er nur! Der reiche Gott liebt ja die Mannigfaltigkeit. Und wie die Sonne im Regenbogen ihr Licht in viele Farben bricht, so offenbart der eine und einzige Gott Seine unendliche Licht- und Liebesfülle vieltausendfach in Seinen Heiligen.

GEBET

Herr, in dieser Zeit Gewog,
Da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog!

Der noch sieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von Deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Greuel nur ein Buch.

Dass, wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborg'nen Fäden lenkt;

Dass, wo wir nur Einsturz schauen,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Bau'n;

Dass auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
Und, wo tausend weinten Zähren,
Einst Millionen singen Dank.

Ja, dass blind und unbewusst
Deiner Gnade beil'gen Schlüssen
Selbst die Teufel dienen müssen,
Wenn sie tun nach ihrer Lust!

Herr, der Erdball wankt und kreist;
Lass, o lass mir diesen Glauben,
Diesen starken Hort, nicht rauben,
Bis mein Geist Dich schauend preist.

Emmanuel Geibel.

Die "Gute Tat"

Von Marg. Seeman

Auf der Terrasse des Hotels geht es lebhaft zu. Von der Halle singen und jubilieren die Geigen. Wiener Sender, Strauss-Musik. Die Tische sind gedeckt. Blendend leuchtet der Kies. Auf den Liegestühlen des anstossenden Gartens rekeln sich die Kurgäste, Sonnenschirmen klappen, Schals werden geschwungen, Bücher unter den Arm geklemmt, Schachfiguren umgeworfen.

An einem Tische nahe dem Eingang von der Hauptstrasse her sitzt Dr. Hammer . Sein Kollege, der mit ihm den Tisch teilt, hat sich verspätet; er ist zu den Mühlen hinunter und noch nicht zurück. So ist er vereinsamt. Es ist ihm recht, denn seine Gedanken gehen zum zehnten und elften Male den Almweg hinunter.

Was Beate, die kleine Studentin, will? Mobilisieren? Die paar lichten Erinnerungen, die man noch aus der Osterhasen- und Christkindzeit mitgenommen hat, wieder grossblasen zu Flammen, die sich nicht mehr übersehen lassen?

Er lächelt — ein bisschen ist's Wehmut, ein bisschen Ueberlegenheit —, denn einmal ist man auch romantisch, ja heilig gewesen. Man hat ein Heidenkind losgekauft und gar ministriert, später für Förster geschwärmt und Werfels: "Ich habe eine gute Tat getan", wie ein Gewissen mit sich getragen. Ja — einmal . . .

Die Suppe ist erledigt. Teller werden gewechselt. Und er denkt noch immer an das Wort von der lebendigen Sehnsucht. Die es sagte, sitzt nun im kleinen Gasthof über einem farbigen Tischtuch mit dem Steingutgeschirr und isst Rindfleisch mit Kartoffeln.

Er ist ein Mann der inneren Ruhe, aber heute ist alles irgendwie anders als sonst.

Wie unter einem Befehl streifen seine Augen die Strasse. Erschrecken vor zwei brennenden Punkten unter den Wimpern eines Mannes. Ist er ein Bettler? Ein Stromer? Vielleicht. Er will die Augen abtun von diesem anklagenden Elendsbild, da ist ihm, als höre er Beate sagen: "Ja, vielleicht, aber ein Hungriger sicher." Er spürt ihre Hand neben sich. Es ist leicht und doch schwer. Süss und man möchte, es dennoch wegschieben ins Vergessen. Aber es bleibt. Und die zwei Augen dort sind eine Bahn. Er winkt dem Ober.

"Was wünschen Herr Doktor?"

"Ein zweites Besteck. Zwei Menüs."

"Der Herr Geheimrat kommt heute erst später, er hat für Mittag nichts bestellt."

"Ich weiss. Bringen Sie nur."

Der Kellner begreift nicht, aber er geht. Dr. Hammer hebt die rechte Hand gegen den Pfeiler des Einganges. Der Hungrige zögert, da winkt er nochmals. Ungläubig steigt der Fremde eine Stufe hoch. Seine Augen zucken eine Frage über den Tisch hin. Dr. Hammer nickt. Da fügt sich Schritt an Schritt. Neben dem eleganten Mann der Gesellschaft sitzt der Gestrandete.

"Herr — ich . . ."

"Machen Sie kein Aufhebens. Sie sind mein Gast."

Der Kellner starrt auf den Eindringling. Die Dienstbeflissenheit seines Antlitzes wird herrschend hart.

"Keine grossen Augen, Josef. Es stimmt schon. Mein Gast."

Der magere Mensch mit den abgerissenen Kleidern hat zuerst mit Scheu und Scham zaghaft gegessen, dann aber drängte der Hunger. Plötzlich aber legte er das Besteck weg; die Beilageschüsseln waren blank, doch ein Stück Fleisch lag noch auf dem Teller.

"Sind Sie satt?"

Rote Stränge ziehen sich vom Hals in die vertrockneten Wangen. Die Augen liegen darüber wie Inseln; einen Schein heller, durchwärmt.

"Vielleicht nicht ganz; wenn Sie erlauben — ich möchte es mitnehmen. Für morgen oder übermorgen, man weiss es nicht." Bittend langt er nach einer Papierserviette; es mag das erste Mal in diesem Hotel sein, dass ein Gast ein Stück Fleisch zwischen zwei Brote legt und mitnimmt. Dann steht der Fremde auf, reckt dem Vornehmen die Hand hin. "Ich danke Ihnen — ich will es niemals vergessen."

Dr. Hammer nimmt die eckigen Finger ohne Widerstreben. "Wenn es wieder sein kann, es würde mich freuen."

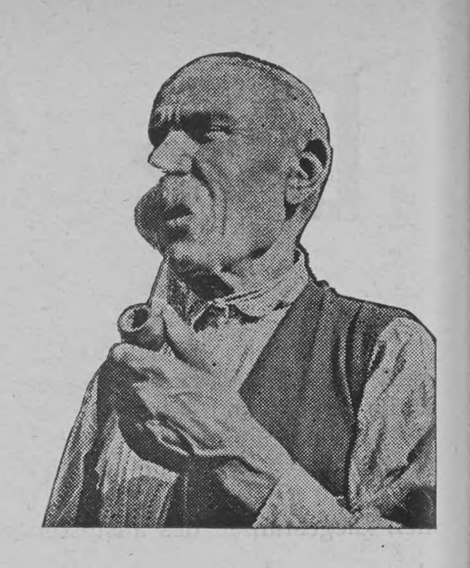
Ueber die steinernen Stufen

(Schluss auf Seite 19)

Welcher Lobgesang — Gott am schönsten klingt?
Seufzen einer Seele — die zum Himmel ringt.

—Langbehn.

vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Heit tut der Seppel, was sich der Schusterseppel nennt, net schreibe. Im Bett tut er liege und tut jammre, vonwege weil er wieder eimol das Reisse hat in die Fiess und ieber den ganze Riecke. Jetzten hob ich eimol die chance, fier den Mariabot ein Wort oder zwei zu schreibe und seine Leser zu explaine, wie dass ich ieber dem Seppel seine stories denken tu. Ich, was ich heit schreib, ich bin dem Seppel sein Weib. Der Seppel hot mich ja schon zu die Leser vom Mariabot introduced und hot g'sogt, wie dass mein Nome Paulina is.

Was ihr ober net wiesse tut, liebe Leser und Leserinnen, desch muss ich eich heit soge. Der Seppel, was mein Mann is, der tut manchmol arg uffschneide, wenn er seine stories schreibt. Ich will ja net soge, wie dass er liege tut und schwindle, ne, sell behaupt ich net. Ober zuviel schreibe, desch macht er doch.

Im letzten Mariabot, zum Beispiel, hot er g'sogt und geschriebe, wie dass er fiess schön und stolz gewest is, als er beim russischen Militär gedient hot und wie dass alle Madel närrisch uf ihn gewest sein. Desch passt sich doch net fier einen alten Mann, so zu reden. Und, liebe Leser, es is ein fact, dass der Seppel auch net langsam gewest is mit dem Nachspringe nach die Madel. Desch kann ich soge und beweise, vonwege weil ich den Seppel in soller Zeit sehr gut gekennt hob. Ein schlechter Mensch is der Seppel net gewest, ober zu die Engel hot er auch net zugehert. Getrunke hot er net zuviel, ober immer noch genug. Und uf's Tanze is er gewest wie wietieg. Und solles Tanzen hot ihm einmol fiess troubles gemacht, was ich eich heit eimol verzähle will.

Unser Poter, was mir in Russland ge'hat hen, hat das Tanze net geglieche und er hot ein Gesetz ufgestellt, wie dass niemand net tanzen darf, ohne dass der Poter die Erlaubnis dazu gebe hot. Mir hen in unsrem Dorf keine Tanzhall net g'hat. Aus soller Ursach hen mir denn allemol unser Tanzen in der barn von einen von unsre Farmer geholte. Der Poter ober hot in der Kerch g'sogt: "Leit", hot er g'sogt, "desch ihr mir die Buben und die Madel net tanze lasst in eire barn, ohne dass ich die permission geb. Und solle permission tu ich geschriebe uf's Papier gebe, mit meine Unnerschrift und mit meinen Stempel. Ohne diese Unnerschrift und ohne den Stempel wird mir niemond net erlaube, dass die Bube und die Madel in seiner barn tanze.

Nun is es komme, dass der Seppel und seine Freind ihren call fier in die Armee gekriegt hen. Gleich hen sich die Bube zusammengeton und hen sich berote, wie dass sie, bevor dass sie in die Armee gehen, ein Tanz hobe werden. Der Seppel hot sollermol den Ufftrog bekommen, zum Poter zu gehn und die permission zu holen.

Der Seppel is also gange. Wie er ober zurieckkomme wor, hot er keine permission net g'hat.

"Tanze wollt's ihr?" hot der Poter ieber ihn gerufe, "tanze? Zur Beicht werd's ihr alle gehn und alle Täg in die Kerch, uf dass ihr viel Gudes mitnehmt in die Armee. Dorten werd's ihr's breiche, sell sog ich eich. Desch Fluche zu lerne, sell is leicht bei die Soldate, ober das Bete? Ne, desch tun sie net so arg. Vonwege was ich, eier Poter, eich sog: Getanzt wird mir net, ober gebetet werd's".

Der Seppel und die anren Buben sein wietieg gewest wie niemols net. Sie hen sich schon eine barn gerent g'hat, die Musikante sein bestellt gewest, und daham hot jeder von die Bube schon von sein Madel geträumt und auch eine Flasche von die russische wodka g'hat, wie es so die Bube schon tun.

"Was tun mir jetzt?" hot der Seppel ieber die anren gefrogt, "tanze werden mir miesse."

"Getanzt werd werde", hen die anren Buben alle agreed, "ober wie? Niemand net werd uns seine barn gebe ohne dass mir den Zettel vom Poter mit seiner Unnerschrift und mit seinem Stempel hen."

Die Bube hen ein Weil nochgedenkt, da is uf eimol dem Seppel ein Gedanke komme:

"Bube", hot er gerufe, "ich tu den Zettel moche und unnerschreibe. Der Klutter Kaspar,

wo dass uns seine Barn gebe will, soller Klutter Kaspar kann net lese. Ich werd ein Zettel schreibe, werd meinen Nomen runnertun, so dass mir keine Urkundenfälschung net mochen, und fier uf den Stempel nehm ich einen Rubel, tu ihn mit Tinte beschmiere und uf's Papier drucke. Sell luckt grad so aus wie ein Stempel."

Die Buben sein grod wild gewest vor Freid, wie sie solle gehert hen. Und der Seppel hot sich gleich an die Orbeit g'mocht.

Wie der Zettel fertig gewest is mit Unnerschrift und Stempel, da sein die Bube alle h'nieber zum Klutter Kaspar und hen ihm den Zettel iebergebe.

Der Klutter Kaspar hot seine Brille ufgesetzt, hot uf den eZttel g'schaut, hot so gemocht, wie als ob er ihn lese tät — obwohl er net hot lese könne — und hot g'sogt:

"Bube, heit werd getanzt. Meine Alte und ich werde auch do sein, wenn ihr nix net dagege hobt. Uf kors hen die Bube nix net dagege g'hat. Fortgesprunge sein sie mit eine grosse Freid und hen ieberall vermeld, wie dass heit obend getanzt werd.

Wie der Obend komme wor, sein alle Bube und Madel, sechs Musikante und auch unnerschiedlich von die alte Leit dogewest. Und dann is das Tanze losgange.

So eine Stunde hen mir getanzt — ich bin nämlich auch dorten gewest—da, liebe Leser und Leserinnen, is uf eimol die Tier ufgange, und der Poter kommt h'nein.

"Halt! Stopp!" hot er von der Tier gerufe, und hot uf die Leit geschaut, wie als wenn er Feier in seine Auge g'hat hätt.

Wie die Leit das Tanze gestoppt hen, is der Poter in die Mitte von dr barn komme und hot g'sogt:

"Wer hat eich die permission fier uf das Tanze gebe? Klutter Kasper, wie kommt ihr dazu, gegen meine orders eire barn zu gebe fier den Tanz?"

"Hochwerdiger Herr Poter", hot der Klutter Kaspar do gerufe, "ich bin ein guder Christ und katholischer Mensch. Ich horch uf die Kerch. Wenn mir die katholische Kerch von Rom, wo seine Päpste hucke, wenn solle Kerch mir ober eine permission gibt, dann tu ich use von soller permission moche."

"Hab ich eich die permission gebe fier sollen Tanz?" hot ihm da der Poter laut dazwischen gerufe, "oder seids ihr vielleicht zum Bischof fier solle permission gange?"

"Poter", hot der Kaspar zurieckgabe, "alle Leit solln jetzten Zeige sein, wie dass ich eich eire eigne permission uffweise tu. Ich bin kein Liegner net in meinem eignen Haus, und kein Poter net werd mich zum Liegner moche. Hier, Poter, und hier, Leit, da schauts alle doher, was is desch? Desch is dem Poter seine geschriebene permission."

Mit solle Worte hot der Kaspar dem Poter den Zettel gebe, was wellen Zettel der Seppel geschriebe hot. Der Poter hot ihn g'nomme, hot uf ihn geschaut, is rot worde und weiss und dann wieder rot, bis dass er g'sogt hot:

"Wer hot eich sollen Zettel gebe?"

"Die Bube, der Seppel hot ihn mir gebe und alle Bube sein dabei gewest."

"Seppel", hot der Poter da durch die barn gerufe, "komm eimol her."

Kein Seppel ober is net komme. Wie sich der Poter und die Leit noch dem Seppel umgeschaut hen, da hen sie gesehen, wie dass kein Seppel und kein einziger von die Bube net mehr in der barn gewest is. Alle sein sie fort. Wann und wohin, sell hot keiner net gewiesst.

Jetzten is es natierlich aus gewest mit dem Tanze. Alle sein mir heimgange und hen gewortet, wie was uf'm Sunntag in der Kerch sein werd.

Der Seppel is verschwunde gewest. Niemond net, net eimol sein Vater und seine Mutter hen gewiesst, wo dass er hingange wor. Uf'm Samstag is er ober wieder dahamgewest. Sein Voter is gleich uf ihn gesprunge und hot von die Schand geredt, was der Seppel ieber die Familie gebrocht hot. Der Seppel hot sich alle Wort zu Herzen g'nomme und hot versproche, wie dass der h'nieber gehn werd zum Poter und appologize werd.

Wie der Sunntag komme war und der Poter uf der Kanzel gestanne hot, da hot der Poter den Seppel gleich in der Kerch hucke sehn. Net viel hot der Poter g'sogt, nur das hot er gementioned:

"Der Seppel und alle Bube, was mit ihm gewest sein, die werden jetzten vorkomme, werden vor dem Altar niederknien und die Hände und Arme ausspanne. So werden sie knien fier ihre buss vonwege das Aergerniss, was sie gebe hen, durch die ganze Mess."

Der Seppel und alle anre Bube sein hingange und hen die ganze Mess gekniet mit ausgespannte Arme. Alle Leit, was jetzten hier in Canada sein und was den Seppel noch vom alten Land kenne, tun sich an solle storie noch erinnre. Uf kors, der Seppel werd solle Geschicht net im Mariabot verzähle. Ich ober, was sein Weib bin, ich könnt eich viele Sachen verzähle, was der Seppel in seiner Jugend angestellt hot. All die anren stories, was er eich im Mariabot verzähle tut, sein ja wohr, ober er sollt net alles so verzähle, wie er es tut. Sell passt sich net fier einen alten Mann. Ich kann ober garnix net mit ihm mache. Er tut seins schreibe und zum Mariabot schicke. Wenn der Poter vom Mariabot die stories drucke tut und fier gut findet, dann muss auch ich stillschweige.

Sonschten ober, liebe Leser und Leserinnen, is der Seppel ein guder Mann. Ich hoff, desch er das Reisse bald ieberstehe tut und bald fier eich wieder schöne stories hot. Jetzten hen ihr auch mich gemiet und ich denk, desch ihr alle den Schusterseppel und mich, was ich sein Weib bin, noch lange gleichen werd. Mit solles griesst eich

Pauline, des Schusterseppels Weib.

Maria, wir verehren dich!



Liebe Gottesmutter, wir wollen dich verehren, tief aus dem Glauben kommend, denn nur im Lichte des Glaubens kennen wir dich, du grosse, liebe Frau und Gottesmutter. Die Welt kennt dich nicht, die nicht glaubt. Wir aber sehen das Gotteslicht und dich darinnen stehen, die unbefleckte, jungfräuliche Mutter und Königin des Himmels und der Erde. Ohne dich wäre unser Glaube nicht schön. Du darfst uns gar nicht fehlen. Alle, die dich angegriffen, dich geleugnet haben, haben den wahren Glauben verloren. Und wer an dich glaubt, glaubt auch an den Sohn Gottes und an die allerheiligste Dreifaltigkeit und an alles, was im Glauben steht. Darum ist es Gnade, dich zu kennen, von dir zu wissen.

Gross soll unsere Verehrung sein im Vertrauen. Wer sollte dir nicht Vertrauen schenken! Hast du auf Erden schon jedes Herz gewonnen, das sich dir geweiht hat, heute kannst du uns nicht vergessen, die Gott uns zur Mutter gegeben hat. Verfügst du doch über die ewigen, unergründlichen Schatzkammern Gottes, hast du doch das erste Recht auf die Gnade Christi. Hast du doch unversiegliches Erbarmen mitgenommen, seitdem du den Sohn hast sterben sehen für die Erlösung der Welt. Liest du doch im Herzen deines Sohnes das grosse Verlangen, jeden Menschen zu retten. Betet doch der Menschensohn selbst am Throne Gottes unaufhörlich für uns. Wird doch auf dem Erdenrund unaufhörlich das Opfer von Golgatha erneuert, jenes Opfer, das du mit deinen innigsten Gebeten begleitet hast. Dein Herz geht ein in das Verlangen des Sohnes, die erlöste Welt zur Seligkeit zu führen. Mächtige, gütige, getreue Gottesmutter, wir wollen dir ganz vertrauen! Und alles vertrauen!

Weit soll unsere Verehrung sein in Anliegen. Du bist Menschenwege gegangen, kein Leid ist dir unbekannt geblieben. Du hast Blick und Liebe für alle Menschennot. Und es ist deine Freude, helfen zu können; du segnest und lohnst jedes kindliche Vertrauen, jedes liebe Wort aus Herzensgrund; du verstehst die Sprache des Kindes, der Einfältigkeit, neigst dich jedem Seufzer bedrängter Herzen, vergiltst gern und reich das kindliche Vertrauen der grossen Geister und der starken Menschen. Bei dir ist uns wohl, denn wir wissen, dass inniges Vertrauen genügt, um dein Mutterherz ganz zu gewinnen. Lass unser Vertrauen nicht untergehen, so ist unser Weg leicht und sicher!

Und ausharren wollen wir in deiner Verehrung. Wir wissen nicht unser zukünftiges Schicksal, nicht die Zahl der Tage, die Grösse der Gefahren, die Weise der Prüfungen; ja, wir haben allen Grund, von uns und für uns alles zu fürchten; aber wenn wir an deiner Hand gehen, in guten und in bösen Tagen, dann können wir nicht verlorengehen. Vielleicht hängt unser ewiges Heil ganz von der Treue ab, mit der wir dir anhangen. Deine Kinder sind auch Kinder der göttlichen Barmherzigkeit. Gib uns diese Treue, diese beharrliche Liebe zu dir, ziehe uns immer von neuem an dich und halte uns bis in die letzte Stunde! So weihen wir dir heute neu und für immer unsere innige Verehrung. An deiner Hand gehen wir sicher und stark zum Herzen und zum Himmel Jesu!

Allerlei Interessantes

Es gibt keinen Scheintod mehr. Einem Apotheker ist folgende Erfindung gelungen: Mittels eines blaugefärbten (natürlich besonders hergestelllten) Fadens, den man teilsweise ins Fleisch des angeblich Scheintoten einführt, kann man feststellen, ob der Betreffende noch lebt. Bleibt der Faden blau, so ist letzteres der Fall; wird er gelb, so ist es mit dem Leben vorbei.

* * *

Pflanzen erreichen ein bedeutend höheres Leben als Tiere. So werden alt: Der Wein 30 Jahre, die Rose 40 Jahre, der Efeu 440 Jahre, der Wacholder 510 Jahre, Tannen (Fichte, Kiefer, Zypresse) 300 bis 400 Jahre, die Buche 900 Jahre, die Linde bis 1000 Jahre, Eichen über 1000 Jahre (unsichere Schätzungen gehen bis 3000 Jahre).

* * *

Im 13. und 14. Jahrhundert wurde an jeden deutschen König bei seiner Krönung die Frage gestellt: "Willst du mit Gottes Hilfe dich nüchtern erhalten?" Erst nach Bejahung dieser Frage konnte die Krönung vollzogen werden. — Wie gut doch, dass wir damals nicht leben und uns für unseren Beruf nicht krönen zu lassen brauchten! Was wäre sonst aus uns geworden? "Dein wird die Krone nicht sein," hätte man uns gesagt.

* * *

In jeder Minute entladen sich durchschnittlich auf der Erde 1800 Gewitter, auf die Sekunde kommen 100 Blitze. Diese erstaunlichen Zahlen finden sich in einer vom englischen Luftministerium veröffentlichten Statistik, in der die Berichte von mehr als 3000 Wetterstationen verarbeitet sind. Nach den gemachten Feststellungen zählt man im Jahr 16 Millionen Gewitter oder 44,000 täglich. Die gewitterreichste Gegend dürfte Java sein, die gewitterärmsten die Nord- und Südpolarkreise.

* * *

Ungefähr 500 Millionen Menschen leben in Häusern, 700 Millionen in Hütten und Höhlen und 200 Millionen haben kein festes Obdach — das hat man im Jahre 1928 festgestellt. Heute sind — der Herrgott weiss wieviel — durch den Krieg weit mehr obdachlos geworden.

* * *

600 000 Jahre müsste die gegenwärtige jährliche Kohlenerzeugung fortgesetzt werden, um die Wärme zu erzeugen, die die Erde jährlich von der Sonne erhält. Es darf nicht vergessen werden, dass die Erde nicht alle Wärme empfängt, die von der Sonne ausgeglüht wird. Um es uns so heiss zu machen, wie die Sonne ist, brauchte es vieler hunderttausend Jahre mehr.

Wenn die Japanerinnen ein neues Kleid kaufen, müssen sie dem Kaufmann sagen, wie alt und ob sie ledig oder verheiratet sind, da es sowohl für die verschiedenen Altersklassen als auch für Frauen und Mädchen besondere Abzeichen gibt. — Was würden unsere Frauen dazu meinen? Die Männer hätten wohl nichts dagegen. Sie würden unter solch einem Gesetz von ihren Frauen nicht so oft geplagt werden: "Lieber Mann, ich brauche ein neues Kleid."

* * *

Nach wissenschaftlichen Untersuchungen ist die Kraft der rechten Hand etwa zehn Prozent grösser als die der linken Hand, die des rechten Armes aber bis 28 Prozent grösser als die des linken.

* * *

In Indien gab es nach einer Volkszählung rund 250,000 Mädchen, die noch nicht fünf Jahre alt und dennoch schon verheiratet waren.

* * *

Die älteste existierende Stadt ist Mzchet im Kaukasus. Sie war schon 2000 v. Chr. Hauptstadt von Georgien, ist vor Babylon entstanden und bestand längst, als Sodom und Gomorrha untergingen. Mzchet ist aber nur die älteste Stadt. Noch älter als sie und damit die älteste, ununterbrochen bewohnte Ortschaft der Erde ist Wan in Armenien.

Und wenn die gold'ne Sonn aufgeht und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüte steht und Aehren trägt das Feld,
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiss nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal.
Nun armes Herz, vergiss die Qual,
Nun muss sich alles, alles wenden.

L. Uhland.



. . . Der Helfer . . .

Von Lotte Keller

Irgendwo in fremdem Lande, stand droben auf einer lichten Anhöhe ein kleines, schmuckes Bergkirchlein. Ein reicher Bauer hatte es vor mehr denn zwanzig Jahren, nach Beendigung des letzten furchtbaren Krieges, dem Hl. Joseph in Dankbarkeit erbauen lassen, weil seine Buben wieder heil und gesund aus dem grossen Völkerringen nach Hause zurückkehrten.

Jedes Jahr, am 19. März, am Namenstag des Hl. Joseph, sowie am dritten Sonntag nach Ostern, am Schutzfest des grossen lieben, vielverehrten Heiligen, wurde in dem kleinen Kirchlein zu Ehren des Hl. Joseph eine Messe gelesen. Dann wallfahrtete jeweils gross und klein und alt und jung hinauf zur stillen Bergkapelle, um St. Joseph alle seine Nöten und Sorgen und Anliegen in gläubigem Vertrauen vorzutragen und zu Füssen zu legen.

Unter den vielen Wallfahrern und Bittsuchern war dieses Jahr auch der Huberbauer. Und als wollte er dem grossmächtigen Heiligen seine Not noch ganz besonders vor Augen führen, hatte er dazu seine drei Buben mitgenommen, den vierjährigen Toneli, den fünfjährigen Hansli, und den ältesten, den Jakobli, der eben sieben Jahre zählte. Wohl selten mochte ein Mensch mit solcher Inbrunst und solchem Vertrauen gebetet haben, wie das eben der Huberbauer heute tat. Er hatte aber auch die Hilfe und Fürbitte des Hl. Joseph in ganz besonderem Masse nötig. Wenn man die drei Buben des Huberbauern ansah, und dabei bedenken musste, dass die armen Kinder seit einem halben Jahre keine Mutter mehr hatten, und dass es drunten auf dem grossen Huberhofe an allen Ecken und Enden haperte, dass alles drunter und drüber ging, dass der Huberbauer samt seinen drei Kindern keine richtige Ordnung und Pflege mehr hatte, dann konnte man gar wohl verstehen, warum der Huberbauer gar so eindringlich und andächtig betete, und warum er zu Hause alles hatte stehen und liegen lassen, um mitten in der Woche, und mitsamt seinen drei Buben, da hinauf zum Hl. Joseph wallfahren zu gehen.

Die hl. Messe in dem kleinen Bergkirchlein war zu Ende. Der Priester betete noch die Litanei zum hl. Joseph, und die Gläubigen antworteten, und zum Schluss stimmte er das schöne, altbekannte Lied an: "Geht alle zu Joseph, dem Vater der Armen . . .", in das die frommen Wallfahrer und Kirchgänger andächtig einstimmten. Hierauf wurde der Segen erteilt, und der Gottesdienst war zu Ende. Die Schar der Leute strömte hinaus ins Freie, um sich rasch auf den Heimweg zu machen, und so wenig als möglich von dem Wochentage zu verlieren.

Der Huberbauer war einer der letzten, die aus dem Kirchlein traten. Langsam und in Gedanken versunken, stieg er mit seinen drei Buben talwärts. — Bei ihnen müsste St. Joseph schon ein besonderes Wunder tun, sann

---

"Für einen Reformator genügt es nicht, dass er keine silbernen Löffel stiehlt oder für unfähig gehalten wird, solche zu stehlen. Er muss moralisch höher stehen. Geradheit, Offenheit, Grossherzigkeit der Gesinnung gehören dazu."

—Langbehn.

er, — sollte es wieder anders werden auf dem Huberhofe. Eine junge, frische Kraft müsste her, denn die Trine, die das Hauswesen führte seit dem Tode der Bäuerin, war schon recht alt und hörte täglich schlechter. Es müsste aber eine sein, die tüchtig schaffen, und der alten Magd in allem zur Hand gehen könnte, und zugleich eine, die auch ein Herz hätte für seine drei verwaisten Kinder, und die ihnen die verstorbene Mutter etwas ersetzen würde. — Ob der hl. Joseph wirklich ein Einsehen hatte, und ob er helfen und alles zum Besten lenken konnte, dort, wo sich der Huberbauer überhaupt keinen Rat und keinen Ausweg mehr wusste?

Schon zweimal war der Toneli hingefallen auf dem langen, steil abfallenden Weg, denn er war ordentlich müde geworden von dieser ungewohnten kleinen Reise, aber der Huberbauer merkte es nicht, so sehr war er in Gedanken. Erst als der Kleine ganz laut zu schreien anfing, und das Blut aus dessen Knie sickerte, erwachte er endlich aus seinem Sinnieren. Ratlos schaute er sich um. Nirgends etwas in der Nähe, weder ein Brunnen noch ein Bach, noch ein Haus, da er dem Kleinen die Wunde ein wenig hätte reinigen und auswaschen können. Und auch kein reines Taschentuch hatte er bei sich, und von den drei Buben hatte überhaupt keiner eins im Sack. — Der Huberbauer seufzte. Ja, wenn halt die Mutter fehlte! Er selber konnte doch auch nicht immer an alles denken, und die Kinder, die dachten überhaupt an nichts.

Unterdessen war es droben in dem trauten, kleinen Kirchlein wieder ganz still geworden, nur in der hintersten Bank, da kniete noch einsam ein betendes Menschenkind. Gar innig bittend richtete es seinen Blick auf das schöne, fast lebensgrosse Bild des hl. Joseph vorn auf dem Hochaltare.

"Hl. Joseph, gelt bist so gut und hilfst mir. Du bist ja so gross und mächtig und vermagst durch deine Fürbitte alles bei Jesus, deinem Pflegesohne. Erbarme dich meiner und meiner Not, und gib mir ein kleines, bescheidenes Plätzchen auf dieser Welt, wo ich wirken kann, und wo ich nötig bin, — und gelt Hl. Joseph, — wo man nicht auf mein Aeusseres und meine Hässlichkeit sieht!"

Gar innig und andächtig betete das junge Mädchen, denn ein solches war es, das da noch allein in der Kapelle kniete. Endlich erhob es sich, bekreuzte sich mit Weihwasser, warf im Hinausgehen noch einen letzten bittenden Blick auf den Altar und verliess dann getröstet und gestärkt die stille Bergkapelle.— Rüstig schritt es nun aus, talabwärts, um noch vor Mittag ins nächste Dorf zu gelangen.

Indessen war der Huberbauer mit seinen drei Buben noch nicht vom Fleck gekommen. Der Toneli weinte immer noch zum Gotterbarmen, der Hansli klagte über Müdigkeit und der Jakobli hatte Hunger. Und der Huberbauer war wieder einmal vollkommen ratlos seinen Buben gegenüber, wie schon oft, seit sein Weib und die Mutter der drei Kinder, die Annelies tot war.

Da kam um eine Biegung des Weges leichtfüssig eine Frauengestalt in bäuerlicher Tracht geschritten. Schon von weitem hatte diese das schmerzliche Weinen des kleinen Toneli gehört. Mit freundlichem Gruss trat sie auf den Huberbauer und die Kinder zu und liebevoll beugte sie sich über den Kleinsten und hörte mitleidig seinen Jammer. Dann netzte sie ein sauberes Tüchlein mit Weihwasser, das sie in einem kleinen Fläschchen von der Bergkapelle mitgenommen hatte und wusch und verband dem Toneli die Wunde am Knie. Darauf schob sie ihm noch ein "Zeltli" in den Mund und dem Hansli und dem Jakobli ebenfalls eines, und auf einmal war alles in schönster Ordnung und getrost zogen sie nun alle miteinander talwärts.

Das Rechte

Nicht, dass uns die Sonne scheint —
dass wir selbst Sonne sind!
Nicht, dass wir im geräumigen Hause wohnen —
dass unser Herz weit ist!
Nicht, dass wir in schöne Länder reisen —
dass in uns Schönheit ist!
Nicht, dass die Menschen gut sind zu uns —
dass wir zu ihnen gut sind!
Nicht, dass wir es recht bequem haben
und die Menschen unsrem Wink gehorchen —
dass uns das Rauhe und Harte und Kalte am Leben
nicht die Freude am Leben zu verderben mag!
Das ist das Rechte!

Kuehnel.

Der Huberbauer hatte den Kleinsten auf den Arm genommen und Monika, so hiess die freundliche Helferin, führte den Hansli liebevoll an der Hand, indes der Jakobli geduldig und gar nicht mehr hungrig, nebenher trottete. Von Zeit zu Zeit schauten die drei Buben die hilfreiche, fremde Weggefährtin ein wenig scheu und doch auch wieder zutraulich von der Seite an und ab und zu redete der Huberbauer ein paar Worte mit der Fremden. Die Monika erzählte dem Bauer, dass ihr einziger Bruder, bei dem sie zehn Jahre lang um Gottes Lohn gedient, und dessen kleines Gütlein ihr gleichsam Heimat gewesen, denn gar zu früh schon hatte sie beide Eltern verloren,— dass eben dieser Bruder nun mit seiner ganzen Familie weit fort gegangen sei nach Südamerika, um dort sein Glück zu versuchen. Sie, die Monika aber, habe trotz allen Drängens und trotz der herzlichsten Bitte, auch von Seiten der Frau und den Kindern des Bruders, nicht mitgehen wollen, in ein fremdes, fernes, unbekanntes Land. Nun sei sie eben daran sich einen Dienst zu suchen, aber das werde wohl schwer halten, fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Eine Zeitlang sagte der Huberbauer kein Wort, aber es schien, als ob er im stillen etwas mit sich ausmache. Zuweilen streifte er, gleich seinen Buben, das junge Mädchen an seiner Seite mit einem prüfenden Blicke. Und jedesmal, wenn sich Monikas Augen mit denen des Huberbauern, oder mit denen der Kinder trafen, dann übergoss eine flammende, schamvolle Röte das von vielen Narben entstellte Gesicht des jungen Mädchens. In früher Kindheit hatte die Monika die Blattern gehabt und diese hatten ihr Antlitz ganz verunstaltet und entstellt. Auch die Buben des Huberbauern und sogar er selber, waren im ersten Augenblick ganz erschrocken gewesen. Doch als sie die liebe, tröstende Stimme hörten, in der so viel teilnehmende Sorge und Güte mitschwang, und als sie einen Blick taten in die grossen, seelenvollen Augen des jungen Mädchens, aus denen eine warme Herzensgüte sprach, da schmiegten sich die kleinen Kinderhände unwillkürlich fester und zutraulicher in die abgearbeiteten dieser fremden Weggefährtin.

Endlich schien der Huberbauer zu einem endgültigen Entschluss gekommen zu sein. Er frug seine Begleiterin kurzerhand, ob sie auf seinen Hof kommen wolle, zu ihm und seinen drei Buben, denn er sehe wohl, sie habe ein Herz und Geduld für die Kinder, und ob sie der alten Trine hilfreich, nach deren Anleitung zur Hand gehen wolle, dann würde nicht nur ihm und seinen Kindern, sondern auch ihr selber geholfen sein damit, und sie würde für immer ein bleibendes Heim finden auf dem Huberhofe.

Wie leuchteten da die grossen Augen des jungen Mädchens auf, und blickten nicht mehr so traurig und verzagt wie vordem!

Unter frohen Gesprächen hatte man sich inzwischen dem Huberhofe genähert, und Monika konnte gleich in ihren neuen Pflichtenkreis treten. Den ganzen Tag hingen ihr nun die drei mutterlosen Kinder an der Schürze und waren froh und glücklich darüber, dass jetzt wieder jemand da war, der Zeit für sie hatte, und sich um sie sorgte und kümmerte, wenn der Vater auf dem Felde draussen zu tun hatte. — —

* * *

Zwei Jahre sind so darüber singegangen, die alte Trine wurde schwach und hinfällig, und gerne überliess sie das Szepter jetzt vollständig den jungen, kräftigen Händen Monikas. Die Buben waren inzwischen auch grösser und wilder geworden, bald schon würde der Kleinste des Huberbauern zur Schule gehen. Aber in Liebe und Dankbarkeit hingen sie an ihrer Moni, und diese hinwiederum schaltete und waltete in nimmermüdem Fleiss auf dem Huberhofe, als ob dieser ihr eigen wäre. Täglich empfand es der Huberbauer aufs neue, was für ein grosser Segen ihm da der hl. Joseph, in der Gestalt der stillen, unschönen, aber pflichtgetreuen und umsichtigen Magd ins Haus geschickt hatte.

Und wiederum kam der 19. März, — und der Huberbauer und seine drei Buben mitsamt der Monika pilgern wie gewohnt, in tiefer, warmer Dankbarkeit hinauf zu dem kleinen Heiligtume des hl. Joseph. Es ist ein warmer, wunderschöner Vorfrühlingstag, und im Heimgehen da springen die drei Buben weit voraus, denn schon gucken da und dort die ersten Veilchen und Schlüsselblumen aus dem jungen Grün, und ein jeder der drei Buben möchte die

---

Maria, gib mir deine Hand!
Dem, Der für uns im Tod sich wand,
will ich, wie du, mein ganzes Sein und Leben
in Lieb' ergeben.

Will gern, wie du, in diesen Erdentagen
Sein Kreuz auch tragen,
bis ich, mit dir, den Gottessohn
anbeten darf vor Seinem Thron.

Klara K.

schönsten und die meisten Blumen heimbringen.

Und wieder, wie damals, ringt der Huberbauer mit einem Entschluss. Dann sagt er der neben ihm hergehenden Monika, dass er sie lieb habe, lange schon, und ob sie einverstanden sei, in Zukunft, anstatt als Magd, als Huberbäuerin auf dem Hofe weiterhin zu schalten und zu walten.

Der Monika verschlägt es beinahe den Atem vor Glück. Nie hätte sie, die arme, hässliche Monika auch nur je im Traume zu hoffen gewagt, dass ihr ein Mann würde Herz und Hand anbieten, und sie in Liebe und Treue an sein Herz nehmen, und ihrer Hässlichkeiten nicht achten würde.

Reden konnte das junge Mädchen vor dankbarer Rührung nicht, bloss die Hand des Huberbauern, die sich ihr warm entgegenstreckte, drückte sie innig. Und dieser verstand auch so, was sie sagen wollte mit diesem Händedruck, denn auch er war kein Mensch von vielen Worten.

Und am Schutzfeste des hl. Joseph wurde droben in der kleinen Bergkirche eine stille, schlichte Hochzeit gefeiert. Ein glückliches Leuchten lag an diesem Tage in Monikas Augen und verschönte wundersam das entstellte Gesicht. Liebevoll schloss der Huberbauer sein ihm eben angetrautes junges Weib hernach in die Arme, und die drei Buben, denen die Moni ja längst eine Mutter geworden, erdrückten sie fast mit ihrer etwas unbeholfenen Zärtlichkeit.

* * *

Und wieder war ein Jahr vergangen, und auf dem Huberhofe herrschte eitel Glück und Sonnenschein. Ein kleines Strampelkindlein war angekommen und lag da, rosig und sauber, wie ein junger Maitag. Immer wieder betrachtete die junge, überglückliche Mutter ihr Kindlein, aber kein Fleckchen und kein Tüpfelchen konnte sie finden, wie sie vorher so oft in ihrer Angst befürchtet hatte. Ganz wie andere kleine Kinder sah es aus — nein — noch viel, viel schöner und sauberer dünkte es die Monika.

Und jetzt war Taufe droben beim hl. Joseph im stillen Bergkirchlein, und "Josepha" hatte das Kleinchen natürlich heissen müssen, hatte doch einzig und allein der hl. Joseph, den Huberbauer und die Monika zusammengeführt, und ihm verdankte vor allem die junge Mutter das grosse, grosse Glück und das freundliche Heim, und dass sie gleich den von Natur aus weniger stiefmütterlich behandelten Gefährtinnen, einen braven Mann gefunden, und Kinder hatte, die in Liebe und Dankbarkeit an ihr hingen, und die ihre Mutter sicher nie hässlich finden würden.

DIE GUTE TAT

(Schluss von Seite 11)

schreitet der Fremde aus dem kiesigen Platz in den Staub der Strasse. Ein Auto rast vorbei, graue Wolken decken ihn für eine Weile zu. Der Doktor schaut ihm nach. Ihm ist, als ob dieser dort nicht ginge, wie Menschen gehen. Schwebt er? Hat er Flügel? Und wenn er sie hat, was trägt ihn? Ist Armut, solche Armut nicht ein Stein, der ins Wasser zieht, in ein trostloses Sterben? Und war nicht, als er ging, irgend etwas in seinem Gesicht, über dem man die harten Striche der Not, die Kerben des Hungers, das Drohende der verdrängenden Backenknochen übersah? Als wäre ein Fenster in seinem Antlitz, durch das eine innere Schönheit schimmerte?

Und jetzt — hängt nicht neben diesem Gesicht ein zweites und sagt: " ... die helle Sehnsucht, an der man nicht stirbt, sondern lebt und gesund wird ...?"

Manch einer schüttelt über dem Bratenstück auf den Zinken seiner Gabel den gepflegten Scheitel. "Der Doktor träumt," lächeln sie.

Die es denken, wissen nicht, dass er am Aufwachen ist.

Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft, Beschränkung aus Kraft.

Schiller.

Alles kann ein Edler leisten, der versteht und rasch begreift.

Ebner-Eschenbach.

Wo etwas anders sich vollzieht als man's gewohnt, da horcht man auf.

Gott ist das höchste Gut. Und die rechte Haltung unserer Seele zu Ihm ist die der glühenden Liebe und Verehrung. Die Gott gegenüber innerlich kalt bleiben und von Ihm denken und von Ihm sprechen ohne tiefe Ergriffenheit, die sind unreligiös, auch wenn sie noch sooft und mit vielen Worten von Ihm reden.

J. Kuehnel.

All dies gehoert auch Dir

Was immer Deine Muttersprache sein mag, heute bist Du ein Kanadier. Deshalb gehört auch der Friede und Wohlstand Kanadas Dir. Du lebst in einem schönen und gesegneten Land.

Um den Männern zu helfen, die für unsere Freiheit kämpfen, muss Kanada ihnen grosse Mengen von Waffen und Ausrüstung zur Verfügung stellen, damit ihnen nichts fehlt, um einen endgültigen Sieg zu erringen. Kanadier müssen deshalb eine grosse Summe Geld leihen, — LEIHEN, nicht schenken. Jeder Dollar, den Du in Victory Bonds steckst, wird nicht nur voll, sondern mit Zinsen zurückbezahlt; denn Kanada hat immer bezahlt und wird immer bezahlen.

Am 23. Oktober wirst Du gebeten, Deinen Anteil der Siegesanleihe zu kaufen. Es wird mehr Geld gebraucht als je zuvor. Du weisst ja, dass Victory Bonds es Dir möglich machen, Deinen Teil für Kanada zu tun, und zwar freiwillig. Als guter Kanadier, der alle Vorzüge des Landes geniesst, kaufe mehr Victory Bonds. Kaufe ein extra Bond in dieser Anleihe, kaufe eins mehr als das letzte mal.

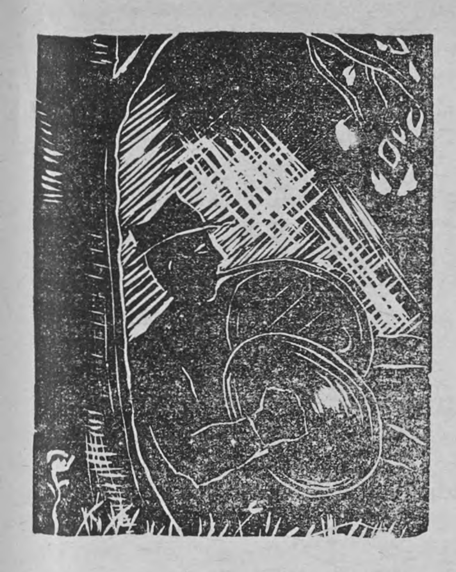
Denke auch daran, dass beim Kaufen von Victory Bonds Du nicht nur Kanada zum Siege verhilfst, sondern auch für Deine eigene Zukunft sorgst.

Kaufe mehr

VICTORY BONDS

-- Kaufe eins mehr als zuvor

National War Finance Committee



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

Zum Sterben müde setzte sich das Mädchen auf einen Strassenstein.

Sie zog einen zerknitterten Brief aus der Tasche und las wieder die eine Stelle:

"Um zu heiraten, ist mein Gehalt zu klein. Wir müssten uns zu sehr einschränken. Später, wenn ich mehr Einkommen habe, werde ich dich heiraten.

Unterdessen musst Du sehen, wie es sich einrichten lässt."

Da fasste das Mädchen der alte Trotz, sie ballte die Hände und mit zornerfüllter Stimme sagte sie: "Lump! Lump! Lump! Und gerade du!"

Die Müdigkeit kam wieder, die schwere, furchtbare Angst. Lores Gesicht wurde weissgrau wie das Restchen Schnee am Wegrand; sie glitt vom Stein auf den Boden und wusste nichts mehr.

So lag zweifaches junges Leben einsam auf der feuchten Strasse in herabdämmernder Nacht.

Der Wind wurde kalt. Es war noch zu zeitig zu knospendem Lenz. Der Wind wurde todesscharf. Und er drückte Lores blonde Locken in den Schmutz.

Arme, dumme Lore, wenn du gewartet hättest, bis dein Frühling kam, lägst du mit deiner blühenden Hoffnung in prangenden Blumen.

Die Pappeln ächzten und schüttelten die Köpfe, als entsetzten sie sich nach alter Weiber Art über das sündige Kind.

Eine Lerche duckte sich am Wegrand. Sie hat sich betrügen lassen von der milden Luft, ist zu zeitig aus dem sicheren Süden zu ihrem kalten Nest gekommen, und nun sind in der Winternacht ihre Lieder erstorben, und sie wird erfrieren in ihrem kalten Nest und die glücklichen Lieder ihrer Schwestern nicht mehr hören.

Ein Strauch streckte seinen Zweig über das regungslose Mädchen. Dieser Zweig stand immer an der lustigen warmen Südseite. Er öffnete zu früh seine Knospen, und er allein wird leer und tot sein, wenn die anderen Zweige Blätter tragen. — — —

Da kam die Strasse entlang Robert Winter gefahren. Ganz langsam, ganz in Gedanken fuhr er. Er hatte die Lore nach der Stadt gebracht und sie da verloren, hatte sie lange gesucht und endlich gehört, sie sei nach Hause gegangen.

Das eine Pferd bäumte plötzlich auf, wurde scheu, sprang zur Seite. Ein Blick zeigte Robert eine menschliche Gestalt am Boden. Die Pferde gingen ihm durch, rasten die Strasse entlang. Weithin erst den Hügel hinauf brachte er die Tiere zum Stehen.

Da ging er zurück und fand die Lore.

Zuerst schrie er auf und rief laut ihren Namen.

Dann kniete er sacht bei ihr nieder.

Schaute sie an ... schaute sie an ...

Starrte ihr lange ins bleiche, veränderte Gesicht.

Wie schwere, aufgeregte Sturmzuckungen gingen wilde Gedanken durch seine Seele.

Er fand den Brief — las ein paar Worte ...

Da kam die Erkenntnis wie ein greller Blitz.

Er sah ihre kranzberaubte Stirn. —

Langsam stand er auf. Die Arme hingen ihm schlaff herab, die Brust sank zusammen, der Kopf fiel schwer nieder.

Es war still in ihm, wüst und öde, als er sah, dass junge Ehre im Schmutz lag und junges Glück verdarb.

Und er lehnte sich an den Stamm einer Pappel und schloss die Augen.

Er hörte den Baum ächzen, hörte, wie der Strauch am Wegrande wimmerte und wie ein Vogel sich aufhob mit müden Flügeln.

Dann wurde seine Stirn rot, und die Gedanken kehrten wieder.

Er wusste, dass es aus war mit allem Hoffen und Bangen. Ueber das nächtliche Feld schlich die Verzweiflung an ihn heran, stechender Schmerz und tobender Zorn.

Stürz' dich auf sie, rüttle sie wach, ziehe sie zu Gericht!

Er stand vor ihr, ächzend, bebend, rasend.

Aber als er sie wachrütteln, sich austoben wollte mit seiner beleidigten, verratenen Liebe, war es ihm, als sei plötzlich jemand hinter ihn getreten.

Eine Frau.

Die fasste ihn an den geballten Händen und legte den Kopf auf seine zuckende Schulter und sprach mit fremder Stimme:

"Tue ihr nichts zuleide! Siehe, so lag auch ich am Boden, als du noch schliefest vor dem ersten Morgenhauch deines Lebens. So lag ich mit dir in Nacht und Not. Nun bin ich weit. Aber ich kenne den, der mich begnadigt hat; der Magdalenen begnadigt hat. Tue dieser nichts zuleide!"

Da presste Robert Winter die Hände vors Gesicht und weinte, und seine warmen Tränen fielen auf Lores Füsse. Dann hob er ihren Kopf hoch und streichelte ihre Wangen.

Da kam sie zu sich.

Sie sah ihn mit furchtsamen Augen an, und in halber Bewusstlosigkeit sagte sie:

"Schlage mich nicht!"

Da küsste er sie auf ihre kranzberaubte Stirn und richtete sie auf. Er kniete nieder neben ihr, putzte den Schmutz von ihren Kleidern und reichte ihr den Brief. Sie stand regungslos wie in schwerem Traum.

Dann legte er sacht den Arm um sie und sagte:

"Lore, fürchte dich nicht, ich werde dir helfen!"

Er hatte mit diesen Worten vieles und schweres gesagt.

Sie ging schweigend neben ihm hin. Endlich sagte sie:

"Er ist schlecht zu mir."

Er entgegnete ihr:

"Diese sind alle schlecht!"

So erreichten sie das Gefährt, das dunkel am Wege stand.

Es war finster geworden, die Pferde froren. Da schauerte Lore in sich zusammen.

"Ich will nicht heim! Ich fürchte mich vor der Tante!"

Er redete ihr zu, aber sie wollte nicht in den Wagen.

So ergriff er die Zügel und ging langsam mit ihr neben dem Wagen her.

Der schwarze Wagen zog den schwarzen Weg entlang, als würde drin eine tote Zukunft zu Grabe gefahren.

Im Dorfe nötigte er sie in das Gefährt.

Vor dem Hause wartete sie, bis er die Pferde in den Stall geführt hatte, dann trat sie mit ihm in die Küche.

Beide waren leichenblass.

Auf dem Küchentisch stand das Abendbrot bereitet. Die Lampe brannte, es war heiss. Und es waren alle da: Hartmann, die Frau, Christel, Berthold, auch der alte Gottlieb Peuker.

"Wo bleibt ihr denn so lange? Wie seht ihr denn aus?"

Die Frau musterte Lore mit scharfen Blicken.

"Du bist ja so schmutzig! Was ist mit dir, Mädel?"

Da war es aus mit Lores Kraft, sie sank in beide Knie und gestand in zitternden, weinenden Sätzen ihre Schande. Neben ihr wie ein Beschützer stand Robert Winter. Er hatte die eine Hand auf Lores Schultern gelegt.

Die andern sassen wortlos, hörten eine schwere Beichte, die sie nicht fassen konnten.

Berthold regte sich zuerst. Er brach in lautes Schluchzen aus. Das löste auch der Frau die Zunge. Sie sprach, überschlug sich in der Rede, kreischte, raste auf und ab und hatte kein anderes Wort für Lore als "Frauenzimmer". Dann begann sie zu weinen.

Da erhob sich Gottlieb Peuker und sagte:

"Frau Hartmann — Sie sollen nicht schimpfen — Sie sollten 'm Herrgott danken. — Sie waren immer glücklich — Sie waren nie hübsch — Sie waren nie lebenslustig — Sie waren nie in Versuchung — da könn' Sie eigentlich gar nich mitreden. — Hübsche Mädel haben's schwer auf der Welt."

Als die Frau beleidigt auffahren wollte, sagte er milde:

"Ich weiss ja — Sie wollen, dass das nich wär' — wir wollen's alle — dass keine Aufregung und Gerede würde — und Sie haben ja recht, Frau Hartmann — aber da lässt sich bloss mit gutem Willen was machen."

Der kranke Hartmann sah von seinem Lehnstuhl aus mit halb geistesabwesenden Augen die Lore knien.

Auf derselben Stelle in dieser Küche hatte vor sechsundzwanzig Jahren die andere gekniet.

Und er sah, wie der alte Gottlieb Peuker und Robert Winter die Lore sacht vom Boden aufhoben.

* * *

Fünfzehntes Kapitel

Am andern Morgen ging die Frau mit Lore ins Gericht. Das Mädchen lehnte an der Wand

und liess alle Schmach über sich ergehen, die jene auf sie häufte. Sie entgegnete nichts, als manchmal ein halbes "Ja" oder "Nein". Hatte keine Verteidigung, nicht einmal eine Bitte um Erbarmen.

Es wurde ihr nichts erspart. Alle Vorwürfe, die sie sich selbst gemacht in einsamen Stunden, erfuhr sie noch einmal aus fremdem Munde; alle Schmach und Verdemütigung, die sie selbst gefühlt in schlummerlosen, angstvollen Nächten, bekam sie noch einmal dargereicht in übervollem Kelch.

Zuletzt das Urteil: Fort aus dem Hause für immer! Bald fort aus diesem ehrsamen Hause, das sie befleckte.

So wollte es diese Richterin ohne Sünde und Liebe.

"Auf uns sollen die Leute nicht mit Fingern zeigen, wir haben ein christliches Haus!"

Hart und falsch klang es, aber die, die's anging, wusste, es war ein Urteil ohne Widerruf.

Da brachen endlich die leidenschaftlichen Tränen wieder durch:

"Wo soll ich denn hin? Wo soll ich denn hin?"

Da sprang die Tür von der Gaststube auf. Berthold stürzte herein, warf sich dem Mädchen zu Füssen und weinte lauter und heftiger als sie.

"Sei gut, liebe Lore, sei gut!"

"Du gehst von ihr weg, Berthold, du rührst sie nicht an!"

"Lore! Lore! Ich bin dir so gut!"

Er klammerte sich an sie; die Frau riss an seinen Schultern, ihn wegzubringen.

"Lass das Frauenzimmer, Berthold!"

Da stand der starke Bursche auf und schob mit einem Arm die Mutter zur Seite. Sein Gesicht war verändert, seine gutmütigen Augen funkelten in bösem Licht.

"Du sollst sie nicht schimpfen, Mutter, du sollst ihr nichts tun. Es ist die gute, schöne Lore! Es ist mir alles egal! Ich will sie heiraten."

Bleich stand die Frau vor ihrem Sohn.

"Du bist verrückt, Berthold!" gellte sie auf.

Sie ging wieder auf ihn zu. Er aber erhob die Hand gegen sie:

"Lass sie — tu ihr nichts — oder — ich schlag dich!"

Mit einem Röcheln brach er in sich zusammen. Die Aufregung brachte ihm einen schweren Krampfanfall.

"Sie bringt ihn noch um, sie bringt ihn noch um—"

Leute eilten herbei, und Berthold wurde in sein Bett getragen.

Da sass nun die Richterin zitternd, und alle Angst, die ihr Opfer gefühlt, war über sie gekommen.

Die eine wies sie hinaus aus dem Hause, der andere, der einzige, den sie liebte, ging nun wohl selber.

Die Angst drückte mit rauher Faust auf ihr Herz und machte es auf ein paar Minuten weicher.

Bis Dr. Friedlieb kam und dem Kranken Linderung brachte, auch erklärte, es sei eine augenblickliche Gefahr nicht vorhanden.

Da wurde das Herz der Frau wieder kalt.

Grübelnd sass sie am Bette Bertholds, der schlief. Ihm, dem Kinde, würde sie schon helfen, würde ihm den törichten Wunsch ausreden. Es war ja so dumm von dem Jungen. Es war ja sicher bloss die Angst, es könne dem Mädchen etwas passieren. Das würde sie schon machen, sie hatte ja etwas viel Schwereres fertig gebracht mit Bertholds Vater. — —

O, sie dachte nicht gern daran. Sie wollte lieber ein Mittel finden, das Mädel unterzubringen. Und am Nachmittage fiel ihr ein Ausweg ein.

Sie suchte Robert Winter auf.

"Wer hat meinen armen Berthold auf so verrückte Gedanken gebracht?" herrschte sie ihn an.

"Ich weiss nicht, was Sie meinen," sagte Robert, "ich bin ja mit Ihrem Sohn kaum ein paar Wochen zusammen."

"Es ist immer so viel Heimlichtuerei hinter meinem Rücken, da kommen dann solche Geschichten."

"Niemand, Frau Hartmann, fällt das schwerer als mir."

Sie sah den Burschen an, der mit blassem Gesicht, in müder Haltung vor ihr stand.

"Sie sind ja auch in sie vernarrt gewesen."

Er schwieg. Dieser Frau gestand er seine Liebe nicht ein.

"Ich hab's doch auch gestern abend gesehen, als Sie das Mädel brachten. Nun, so heiraten Sie sie doch!"

Er zuckte zusammen. Und er konnte nur das eine Wort sagen: "Nein!"

"Ah — der Frau gegenüber, die nichts tut, als ihr Haus reinhalten, da spielt man sich auf — aber selbst — oh, da ist man viel zu schade —

ihr seid ja alle bloss Maulhelden!"

"Frau Hartmann, ich — ich heirate Fräulein Lore nicht — weil sie mir nicht gehört."

"Und Berthold?"

"Ihm gehört sie auch nicht. Er darf sie auch nicht heiraten."

"Nun, da hab' ich doch recht, da gehört sie doch eben auf die Gasse! Wenn schon einer wie Sie, der nichts hat und nichts ist, sich scheut — da wird doch nicht mein Sohn —"

Er ballte die Fäuste, ein hasserfüllter Fluch drängte sich auf seine Lippen. Da trat Christel ein.

"Robert, Sie sollen bald zum Vater kommen."

Er ging mit ihr. Draussen im Hausflur begann er ob der schmachvollen Behandlung, die ihm zuteil geworden war, zu schluchzen. Aber er verschwieg Christel den Grund. Sie war die Tochter.

Nun trat er in Hartmanns kleine Stube. Es was schon die Dämmerung hereingebrochen. Hartmann sass am Fenster. Er winkte Robert und sagte mit matter Stimme:

"Setze dich ganz nahe zu mir!"

Da kam es wie Ruhe und Frieden in Roberts verbittertes Herz.

Hartmann legte die Hand auf Roberts Schulter.

"Siehst du, Robert — jetzt hat uns alle ein Unglück getroffen. Am meisten dich. Weine, Robert, schäm' dich nicht vor mir, wein' dich aus! Ich weiss, was du verloren hast. Wir hatten ja darüber gesprochen damals, als wir die Rüben fortfuhren. Ich hätte es gern gut eingerichtet mit euch beiden. Nu hat das junge Ding alles verdorben. Aber gelt, Robert, wir wollen nicht böse auf sie sein. Sie hat am schwersten zu tragen."

Robert begann zu schluchzen.

"Siehst du, Robert, das geht oft so im Leben, dass einer die nicht kriegt, der er gut ist. Wie ich jung war — da — da ist es mir — mir auch so ähnlich ergangen — da — haben mich — meine Eltern und meine Verwandten — auch — auch zu was anderem gezwungen, als ich wollte."

Der Kranke legte seine gesunden Arm fest um Roberts Schulter, und ein Schauer flutete durch die Seele des jungen Mannes. Langsam tastete sich Hartmann bis auf Roberts Kopf.

"Gott helfe dir, mein Junge! Helfe uns allen! Wenn man so nahe vor dem Tode steht wie ich—"

"Herr Hartmann, guter Herr Hartmann —"

"Sei still, Robert! Das eine kannst du glauben, ich verlass dich nicht — ich werd' dir weiter helfen, ich werd' schon sehen, dass ich dir eine Existenz schaffe. Auch ohne die Heirat."

Und Robert Winter sagte, was er an zärtlichen Gedanken im einsamen Herzen trägt, das so wenig Liebe erfahren hat, alles diesem Manne.

In bleiche Schleier hüllt die Dämmerung Vater und Sohn. Wenn jetzt ein mutiger Gedanke fällt, ist der Sohn der Hagar zu Haus.

Hartmann beginnt aufs neue:

"Wir müssen der Lore helfen. Wir dürfen sie nicht verderben lassen — nein, nicht verderben lassen —"

Die Kraft verlässt ihn. Es kommt eine schwere Pause.

"Es ist ja nicht um sie allein — es ist auch um das Kind!"

Da springt Robert Winter auf.

"Das ist es — das ist es, Herr Hartmann, das ist es ja, worüber ich nicht wegkomme — das Kind — das darf nicht hinausgestossen werden auf die Gasse — das darf nicht — das ist doch ganz unschuldig — und ich — ich weiss doch, wie das ist — ich bin doch auch so eins — ich bin ja auch so rausgeworfen, so verraten, so verstossen, und ich weiss, was das für ein elendes, schreckliches Leben ist, wenn man — wenn man keinen Vater hat."

Hartmanns Augen öffnen sich weit, ein Bekenntnis formt sich im bebenden Herzen, es steigt langsam auf die Zunge, es beginnt sich zu lösen in einem schweren Lallen — es setzt ein mit dem ersten heiseren Wort — Da ruft Robert Winter:

"Ich hasse meinen Vater!"

Und das Bekenntnis unterbleibt.

Der Hass sprach, die Gnade schrickt zurück, das Glück und der Friede flieht.

Bleicher werden die Schatten des Abends und fahler. Eintönig singt draussen der kalte Wind.

Da rafft sich Hartmann auf und schüttelt die schwere Scheu ab:

"Er muss sie heiraten — er, zu dem sie gehört. Für dich ist es schwer, Robert, aber es muss sein. Wegen des Kindes! Es kann sie auch heiraten, denn sie ist ja jung und hübsch. Geh zu ihm, Robert. Du bist der einzige, den ich schicken kann, wenn's auch so schwer für dich ist. Sag' ihm, sie hat siebentausend Mark, und ich werde noch fünftausend Mark dazu geben und ihnen aus der Wirtschaft alle Wochen was schicken, da werden sie auskommen."

Ein paarmal holt Robert Winter schwer Atem.

Dann sagt er: "Ja, ich werde es ihm sagen."

* * *

Sechzehntes Kapitel

Robert ging nach der Küche zurück. Dort traf er Christel allein. Er fragte nach Lore. Sie wusste nicht, wo das Mädchen war.

Nun ging Robert Winter die Lore suchen. Er fand sie nicht im Haus und Hof.

Er stief bis auf den Boden hinauf und fand sie nicht. Scheu starrte er nach den dunklen Ecken und Winkeln. Es ist furchtbar, auf dunklen Böden nach Unglücklichen zu suchen.

Nirgends!

Durch das Bodenfenster fiel noch fahler Lichtschein. Robert trat heran. Von hier aus hatte die lustige Lore mit ihrem roten Tüchlein gewinkt, als er mit seinen Kameraden Liebeslieder

blies beim "Wächter" drüben jenseits des Teiches.

Der Teich!

Schwarz wie eine finstere Lache lag er da unten. Drohend und unheimlich.

Wenn die Lore . . .

Das Wasser — . . . das Wasser lockt schwache Weiber . . .

Ein töricht Märchen wird kleinen Kindern erzählt: Die Mütter empfingen ihre Kleinen aus dem Teiche. Keine Mutter bekam ihr kleines Kind aus dem Teich; aber so manch Unglückselige hat ihr Kind in den Teich getragen.

Da eilt er die Treppe hinab, da läuft er hinaus . . .

"Lore! Lore! Liebe Lore!"

Der Wind pfeift ums Wasser, die Weiden biegen sich in frostiger Einsamkeit, der Ruf herhallt.

Roberts Blicke suchen die schwarze Fläche ab, ob ein lichtes Kleid aufschimmere, ein Arm aus dunkler Tiefe noch einmal in letzter Verzweiflung sich weiss emporstrecke nach Leben und Rettung.

"Lore! Lore! Es ist alles gut! Gib Antwort!"

Die Weiden ächzen, ein schwarzer Vogel fliegt auf, Schatten und Nebel huschen hin und her, feucht und glitschig ist der tote Rasen.

Robert eilt, such das ganze Ufer ab, findet nichts.

Und steht wieder still und starrt das Wasser an.

Das liegt vor ihm in schwarzer Schweigsamkeit.

"Lore, ich bringe dir Hilfe!"

Er ist am andern Ufer. Da stehen die Weiden dichter, da muss er oft zwischen starken Ruten hindurchdringen, die ihm ins Gesicht schlagen.

"Lore, fürchte dich nicht!"

Da wimmert es zwischen zwei Weiden.

Er findet sie. Sie kauert am Boden, dicht am Wasser, den Kopf weit vorgeneigt zur Flut.

Mit eisernem Griff fasst er sie am Arm.

"Lore, du darfst es nicht tun!"

"Ich kann nicht . . . ich fürchte mich so . . .

"Es ist Sünde, Lore, es ist schreckliche Sünde —"

"Ich fürchte mich so — die Tante — ich soll fort — — ich weiss nicht wohin, o Gott, mir graut so vor dem Wasser!"

"Komm, Lore, ich muss mit dir reden!"

Mit Gewalt nur kann er sie vom Boden aufziehen. Sie hält sich an einer Weidenrute fest und leistet Widerstand.

"Ich will nicht nach Hause! Ich fürchte mich — die Tante hat mich geschlagen!"

"Du sollst nicht nach Hause. Ich bringe dich fort! Komm mit mir!"

Er zieht sie vom Teiche weg. Die grauen Nebel schleichen um die beiden. Die Nebelweiber hatten sich schon zum Totentanze gesammelt. Nun gehen sie mit verdrossenen Schritten über das leere Wasser ans jenseitige Ufer.

Robert hält immer noch das Mädchen fest am Arm und redet tröstend auf sie ein. Er erzählt ihr von ihrem Onkel Hartmann und dass alles noch gut werden könne.

Da wird sie etwas ruhiger und fasst einen zagen Mut. Lacht unter Tränen leise — krankhaft auf — — lacht dem Leben wieder entgegen. Aber als sie dem Hause nahe kommt, kehrt die Verzweiflung zurück.

"Die Tante, sie hat mich geschlagen! Sie jagt mich hinaus."

So führt sie Robert in Gottlieb Peukers Stube. Der Alte sitzt in trüben Gedanken am Tisch. Vor ihm liegt die Tabakspfeife, die er heute noch nicht angezündet hat. Ehe die beiden reden können, sagt er:

"Lore, du musst fort! Du musst deshalb fort, weil du dir eine solche Behandlung nicht gefallen lassen kannst. Du hast gefehlt, das is wahr, am meisten hast du gegen, gegen — nu ja, ich werd' nich auch noch 'ne Strafpredigt halten. Aber wie's deine Tante treibt, das is zu arg. Dazu hat sie gar kein Recht. Du hast die ganze Zeit hier in der Wirtschaft gearbeitet, viel Geld verdienen helfen und dafür wenig oder nichts gekriegt. Dafür wirst du bei der ersten unglücklichen Gelegenheit rausgejagt aus dem 'christlichen' Hause. Hier ist das Rausschmeissen Mode. Heb' 'n Kopp hoch, Lore, 's wird schon gehen, und wenn's nich anders geht, zieh' ich als Rentier, und du wirst meine Wirtin."

Lore hörte den alten Mann reden. Und in ihr, die vom Felde des Todes herkommt, ist ein Verwundern, wie dieser Mann so ruhig sprechen, wie er scherzen kann.

Die Wärme der kleinen Stube dringt auf das Mädchen ein, und es schüttelt sie, als ob ein tödlicher Frost aus ihr herausfahre. O, sie fühlt, dass es gut sei in dieser warmen Stube. — — —

Da überliess Robert Winter das Mädchen der Obhut des alten Freundes. Er ging hinüber ins Wohnhaus und kehrte nach einiger Zeit mit Christel zurück.

Christel brachte Mantel und Hut für Lore und ein kleines Paket mit den wichtigsten Sachen.

Robert brachte die Abschiedsgrüsse des Onkels, eine Geldbörse und einen Brief.

Der Brief war an ein altes Ehepaar in der Stadt gerichtet, dem Hartmann einmal aus grosser Not geholfen hatte und das er nun bat, die Lore aufzunehmen.

Sie verhandelten das Nötige — in kurzen abgerissenen Sätzen, dann sagte Gottlieb:

"Mach' den Abschied kurz, Lore! Geh in Gottes Namen!"

Sie stand langsam auf, reichte Gottlieb und Christel mit grossen, irren Augen die Hand, fand kein Wort, keine Träne und ging.

Und der Sohn der Hagar ging mit ihr.

* * *

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Between You and Me . . .

Vol. XIII. November, 1944. No. 2.

● "The Marienbote is worth double its price" — "Your magazine is just what our people out here in the West need" — "Every family should subscribe to a magazine like yours": all these items from our mail make music for our ears.

We appreciate the encouragement of our many friends and benefactors. The Marienbote has never been a profit-making publication. Its only purpose is to bring sound Catholic doctrine to our people. When readers tell us that they enjoy reading it, they are giving us as great an encouragement to improve the magazine as when they pay their subscription in advance to keep the Press operating. And when they induce others to read it and to subscribe for it, because of its merits, they are paying the highest tribute within their power. Our work shall be the constant effort to be worthy of such tributes.

● In a second article entitled "Our Changing World", Rev. Father J. Walliser, O.M.I., makes several pertinent observations as regards the strong present-day trend towards state and collective ownership.

● "A Home For Little Nan" is another instalment about life along the Paddle River, as told by John Patrick Gillese.

● "A New Social Order", as explained by Rev. Father G. Walliser, O.M.I., begins in the home and has its foundation in justice. This article is the first in a series which will develop this theme further.

● Because of many people always inquiring about our Fathers and their whereabouts, it has been suggested that we print the personnel for our Province in this issue. The list is as complete as we have it to date.

● We have had several very favourable comments upon the new "Medical Corner". Dr. Schropp has a second article in this issue which promises to cause some discussion about hair in our parishes. We shall wait and see.

● We are going to ask our readers and subscribers to send us their new addresses before they move rather than to delay writing to us until after having lived in their new homes for months. This has been the cause of much difficulty in the past. We hope to avoid this if possible in the future.

When sending us your subscription be sure to state whether it is a new one or a renewal. Send your subscriptions directly to the Press or give them to our agents appointed in the various districts. We will certainly appreciate your help and will promise you greater service and satisfaction in return.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

The Poor Souls

There should be no need at all to urge Catholics to pray for the departed. Failure to do so by those who refuse to believe in a future life is understandable. But a Catholic who neglects his privilege of bringing relief to the sufferers in purgatory is frozen solid in icy selfishness.

With good reason does the Church use the designation of "poor" souls. They are suffering intensely and have no means to help themselves. For relief they are dependent upon the charity of others. If others forget them they must themselves pay in full measure the debt they owe to God, and their only coin is pain.

Any Catholic who is not aware of his duty of charity towards the souls in purgatory is completely out of touch with the mind of the Church. If there is one feature which is outstanding in her prayer life, it is her solicitude for her departed children who are awaiting admission to heaven. Every requiem Mass is true evidence. Funeral services are an eloquent and unified supplication, by word and ceremony, for the eternal rest of the soul whose body is being interred. So constant and universal is this good Mother's concern that the Holy Sacrifice is never offered—even on the highest and most joyous feast days—without a commemoration of the dead.

Over and above these reminders to the living, the Church has set aside a special day each year for prayerful remembrance of those who have died in Christ but have not yet attained perfect and eternal union with Him in heaven. All Soul's day, November 2, summons every Catholic to a realization and fulfilment of his duty not only towards departed relatives and friends but towards every prisoner in purgatory, whoever he or she may be.

It is a lesson in the universality of true love which the Church teaches when she urges all the faithful to pray for all the poor souls. Before God there are no barriers separating races, nations, groups within nations, and individuals within groups. All who serve Him with sincerity and fidelity are more closely united with one another than are those who share the same physical blood stream. The divine life of Christ knits together His Mystical Body so compactly that St. Paul compares it with the unified human body of the individual.

Death does not sever the soul's connection with the Mystical Body, unless that particular soul enters the realm of the eternally lost. Souls in purgatory retain their membership. They are united with the living, and the living with them, by the same bonds which Christ's grace forged for them on earth.

As no soul in purgatory is excluded from this living unity, so no member still in the flesh is exempt from the duty of charity which that same living unity imposes. The precept of love towards one another—that love which is the distinguishing mark of Christ's followers—takes on a new urgency when it has as its object those members of the Mustical Body undergoing purification by the sufferings of purgatory. Their helplessness need only be pityingly considered to rally every effort which charity can make to bring them relief.

There is an element of self-interest in all this which need not be overlooked or underestimated. Anyone who is aware of his own failings and shortcomings is wise to reckon with the possibility—or, rather probability—that he himself will after death be in need of purification before admission to the realm of immaculate souls. It is unthinkable that any soul whom he has helped to heaven will forget him when he is himself in need of help. A kind of spiritual shrewdness comes into play when one takes out this insurance against the fires of purgatory. To adapt a well known proverb — a friend in heaven is worth two on earth.

Our Changing World

One aspect of our Changing World is the attempt being made, in certain quarters, to abolish private enterprise in favor of state or collective ownership. Is this economically sound?

By FR. J. WALLISER, O.M.I.

That the world is changing, and must change, is the conclusion now being reached by all well-posted observers throughout the world. It is the view of the present Pontiff, who especially demands greater security for the average citizen. Anyone who recalls the period of years immediately preceding the present world conflict shudders at the very thought that those tragic years should be lived again by the present or future generations. Wherein the fault lies is a highly debatable question. Undoubtedly it can not be localized to such an extent as to point a condemning finger at any one country, any one government, or any one class of people. Who does not recall the horror and terror that raged uncontrolled throughout the Russian grain belt in those years when collectivization was rammed down the throats of a helpless people? Who does not recall the uncertainty, the misery, and the helplessness of the millions on our own continent when the factories became idle, when the streets were clogged with the unemployed, and when the freight trains were jammed with the transients? This misery in our own land occurred at a time when economic liberalism was the dominating factor in the economic life of the nation. Happily for the people, starvation did not mow down the people, as it has in recent months swept away thousands of unfortunate Indians in the rich country of India. But—and this will not be so easily forgotten—little else was done to find a remedy for economic distress. No money was available to enable honest men to earn their bread with honest sweat. In the last few years, millions have been spent for destruction, whereas in the preceding years, practically nothing was spent for constructive purposes. Dr. Nicholas Murray Butler, analyzing the cost of the last World War which amounted to $400,000,000,000, estimates that it "could have built a $2,500 house, furnished it with $1,000 worth of furniture, placed it on five acres of land worth $100 an acre, and given this home to each and every family in the U.S.A., Canada, Australia, England, Wales, Ireland, Scotland, France, Belgium, Germany and Russia. We could have given to each city of 20,000 inhabitants and over, in each country named, a five million dollar library and a ten million dollar university. Out of what was left we could have set aside at 5%, a sum that would provide a $1,000 yearly salary for an army of 125,000 teachers and a like salary for another army of 125,000 nurses."

The activity of certain governments in wartime, plus their well-known inactivity during critical periods in time of peace, has raised a demand, in certain quarters, for a different system of controlling the economic activities of the nation. The economic system of "free enterprise", unhindered by government interference, is blamed for all the ills of the past centuries. That the "free trade" of the past four centuries, dating from the Industrial Revolution in England, is to blame for many of the injustices done to the workingman, is a well-known fact. It has been condemned by the Popes on different occasions. In the last century the encyclical letter of Leo XIII, "Rerum Novarum" came out point-blank with a condemnation of the ruthlessness of many capitalists. There is an ever-growing conviction that the ruthless activities and the hard-boiled tactics of "uncontrolled" capitalism must be reduced or completely stifled. One system has been tried, in Russia. Unhappily, in that country not only has capitalism been snuffed out, but also individualism. Private capitalism has been replaced by an all-powerful state capitalism. Private initiative has been replaced by an all-powerful state initia-

tive. The individual has been absorbed into the mass. The state harness, with all its trappings and red-tape, has fallen so completely upon the free shoulders of the freeman, that he now must sneeze when his boss takes snuff.

Which is better for the common man, a liberalistic state, which permits the individual to be exploited, or the collectivistic state, which destroys liberty and initiative, reducing the individual to the status of a horse on the farm, which gets its daily feed of oats in return for dutifully obeying all the commands and whims of its master?

Neither system is to be commended. The remedy lies in the "golden middle way". A pinch of common sense, a knowledge of the rights of the individual and the corresponding rights and duties of the State, will do much in removing evils and promoting the welfare of the common man. Certain experiments are now being conducted in Canada along these lines. These efforts are being made "away" from capitalism, and "towards" collectivism, or public ownership. This group maintains the viewpoint "that any utility or economic function which dominates the life of a community should be owned by that community. Only in cases where private ownership has developed into a stage of a great monopoly are we interested in creating a state-owned enterprise in its place." That is the theory. How it will work out in practice has yet to be seen. Happily, complete destruction of private enterprise by this group is not contemplated. According to their statement, "where it is better to have private ownership, we will encourage private ownership."

As has already been said, the post-war world will change, and must change. To what extent this change will be beneficial to the people at large depends not only on the government in power, but likewise upon the individual voter. A well-informed public will endorse all changes that are to their benefit. And again, this same public will fight all change that will be of harm to itself. The question therefore arises, "Is it desirable for the general welfare that the state or the local civic forces take charge of the economic enterprises?"

Since the government is the "protective" and "legislative" force in a country, it has the right:

(1) to control monopolies in such a way as to prevent abuses that are a detriment to the prosperity of the country;

(2) to protect industries that are of great utility to the country, even though it involves a financial loss, e.g. coal mines, transportation facilities;

(3) to assure itself that the nation is defended. But, the question arises, should the state "own or manage such enterprises as canals, ports, railroads, the piping of gas, water, electricity, street railways, etc?"

The answer is, unequivocally, "Yes, if the state does this BETTER or at least AS WELL AS INDIVIDUALS. If the state does not do the job as well, then private ownership should be retained, and the state merely assumes a general supervision, so that the public is not harmed.

In general, the state should not go into the field of business. Logical reasoning shows, and experience confirms the reasoning, that **the state is not so good a business man as individuals are.** This may come as a surprise to many; for this reason, I am enumerating some reasons which clearly show why the state generally is inferior to the individual in business matters.

(1) **Absence of personal interest:** Officials who manage the work of the state in general do not have the same care for its interests, the same zeal, the same activity, the same interest in saving, that individuals have for their own affairs. A case in point may be the Alaska Highway project. Lately, accusations have been made concerning the wastage of equipment and supplies by the American army. An individual would never waste what belonged to him.

(2) **Rules for recruiting and advancing:** These are generally severe in public enterprises. Seniority rights come before ability. Hence it does not assure as competent a personnel or one as interested in the work.

(3) **Red Tape:** To avoid negligence and fraud, much control, supervision and book-keeping is

HONESTY

Here's to the honest, upright man
The man who rights a wrong
Nor yet forgets a kindly act
Although the years are long.

Who is fair and square to everyone
And cheats not other men,
Nor takes advantage of their loss
But rather helps them then.

There'll be a blessing on his fields
And on his household too.
He needs not fear the whispered tongue
Because his heart is true.

—Prairie Blossoms.

necessary. This makes public ownership much more burdensome, less efficient, and less compliant than those of private industry, where the work may be entrusted to worthy men.

(4) **Commercial aptitude:** Good business men must have commercial aptitude, which requires a rapidity of decision and of execution, insight, attention always on the alert. This is rare among public officials.

(5) **The state is weak in the control of its personnel:** The personnel of the state enterprises is relatively "more numerous, works less and receives more" than the personnel of similar private enterprises, with the possible exception of the higher executives. Hence, the state produces at "great expense".

(6) **The state is at the mercy of the electors:** To please the electors, it is greatly tempted to "increase its services and officials, without corresponding utility."

In general, state enterprises tend to diminish the spirit of initiative of a nation. Likewise, the sense of responsibility, of self-help, habits of intense work, also suffer. It may also result in the spirit of peaceful mediocrity springing up among the people.

What then may be said concerning the substitution of private enterprise by state or collective ownership? In general, the state should be slow and cautious. State ownership in itself does not guarantee benefits to the people. In many instances, private ownership would be much better. Thus Prussia, which profited so much from government ownership of her railroads, profited practically not at all from her mines. Furthermore, should all industries be confiscated by the government, it would not have any taxable income left in the country, and would be forced to have recourse to additional "odious taxation". Likewise, it would very often be forced to increase the price of the articles it produces or the services it renders, v.g., the cost of transportation. If, for example, the province were to assume the ownership of power plants and embark on an ambitious scheme of rural electrification, the vast cost of such an enterprise would necessarily result in increased rates being charged for the service thus rendered.

Should state ownership be introduced into the Dominion or into any province, it should not be done on a wholesale basis, but selectively. If such ownership affects the community at large, and would be to their benefit, the state may do so. In this respect I would like to quote from the "Victoria Colonist", with the heading "They don't always pay". It reads as follows: "What we are really wondering is when the Public Utilities Commission will declare **an extra dividend** by the Liquor Control Board, or the Workmen's Compensation Board, or the P.G.E. or other of the **public agencies** which are the express business of the Province of British Columbia in its own right. They, too, **presumably benefit** from wartime conditions, and on rates that have not been much changed since the war started."

Here is presumably an example of public ownership which should have benefited by wartime conditions to declare larger profits—but—apparently no such larger profits are in evidence. Would these enterprises, under private ownership, have declared an extra dividend? If they would have done so, would not the government have profited by the increased income tax that would then have become due?

Our world is changing in the direction of state enterprises. Applied wisely it can be of great benefit to the people. Let us, however, keep our heads and wits, and not use state ownership as a cure-all.

A MOTHER'S MEDITATION

A-weeping was I in the morning
To-night I am weary and sad;
For never will he be returning
Who made my heart so glad.

He went across the ocean
For freedom's sake to fight;
"God save him from temptation"
I prayed each morn and night.

I hope my prayers were answered;
He reached the Land of Light.
And yet my heart is lonely
And very sad to-night.

Ah, who can gauge the anguish
A mother's soul must bear,
When she knows her son is wounded
Or dying—over there!

But now that pain is over,
My dear boy is at rest . . .
God's Name be praised forever,
He knoweth what is best.

—Prairie Blossoms.

A New Social Order

An old proverb says: "There is nothing new under the sun." This is also true of social orders. From the beginning, man was social. There were times when despots ruled the earth, and again there were times when the common man asserted himself and made the world a good place in which to live. Men have always found success and peace, the moment they worked together. It is only of late that we have forgotten this co-operative spirit and our world has gone from bad to worse. Co-operative buying and selling are not new ideas, yet they are new to us. When we apply the principal of co-operation in the field of finance, we get "credit unions" and when we apply it to the purchasing of supplies or services, we get "co-operative stores".

In spite of the great advances made along these lines, there still remains a majority of the nation which is ignorant of this work. Our western people have long realized that our old way of running the world has broken down. Many blame the soil; others put the blame on international finance, while a large number of us say it is the capitalists of our own country who keep us in poverty. Whether we believe one or the other of these causes of our misfortune, there still remains the problem of remedying the situation. The only sound and Christian remedy lies in co-operative action; not in violence. It is only by pooling our resources and energy that we will arrive at anything that can be called a good way of life.

The Antigonish movement, or as most of us know it, "co-operative enterprise", arose out of a long series of depressions which the people of Nova Scotia went through. St. Francis Xavier University, of the diocese of Antigonish, founded in the year 1928 its Extension department, in order to organize the people to this new way of life. The common man was henceforth to think in terms of group action. Whatever there was to be done should in future be done jointly with the help of his neighbors. The good of their fellows was to be uppermost in everyone's mind and thus finding in unity, strength, the good of the individual was assured.

The best proof of these theories lies in the results that have been attained. In just a few years the program of education which was set in motion by this university, has produced results far beyond the expectation of those who inaugurated the movement. It is true that world conditions and especially the war has hindered the work to a great extent, but the foundation has been laid for a better world.

Many expect the government to give us a new order. This is a false hope. All that a government can do is to legislate in matters that concern the common good. The rest is for us to do. The wealthy will not easily relinquish their hold on the purse strings of the nation. Those that are strong, can easily dominate the weak. Through co-operative effort, however, the weak can become strong . God created us to dominate the earth, but He did not intend that men make others their slaves. Nor did God want men to rob and pillage. He certainly did not make mankind that a few would own the earth while millions lie in poverty. Only through co-operative effort can we build pipelines which will allow a little more of the national wealth, the national income, to flow our way.

The road to victory is not through violence. We must condition ourselves through education to attack the common foe of social injustice. The method of attack is twofold, for our plight is twofold. Our troubles are firstly world wide. There is not much we can do along this line until we have become strong enough in a united front. The second is a domestic issue. This is our Canadian problem and this problem we can tackle here and now. We can begin by studying our own

by G. Walliser, O.M.I.

personal problems, then our communities' problems and finally our national problems. We can best do this by beginning in a definite place. This place is right at home. Our blueprint for building the structure upon which our hope rests must always be the welfare of our neighbor as well as our own welfare.

Material and spiritual goods are the birthright of every Canadian citizen. It is adequate food and clothing that we want. It is medical care and proper housing and a hundred and one simple necessities of life. The remedy is to co-operate. It is the only solution to widespread poverty. To progress more rapidly on this road, we must have education in the co-operative spirit and adult education. This will give us uniformity of purpose and means. How adult education can be the key to reconstruction, will be discussed in another issue.

A Story of Paddle Valley

A Home for Little Nan

By JOHN PATRICK GILLESE

For a month there'd been a cold snap over the bushland, but it warmed up in time for the school children's Christmas concert. Everybody in Paddle valley was going—everyone but Jed Parker who seldom went anywhere since the terrible day Hugh and Elizabeth Swaniss had taken Little Nan to far-off Calgary to give her everything a wifeless homesteader never could.

Since then they'd built a little log school-house down the Paddle and brought in a teacher from Edmonton. And now all the frontiersmen could talk of was their youngsters' progress at school, the newfangled books a fellow had to dig up, and what a bedlam it was getting the kids ready five mornings a week.

"You're lucky, Jed, you ain't got to bother with kids," they told him. And Jed smiled bleakly and said, yeah—he sure was.

But they didn't fool him. Jed knew how happy inside they were.

Now it was the night of the concert, with everyone going but Jed. It was mild and soft over the spruce and the blue-white river, the sleighs jangled merrily, and shouts of laughter carried on the clear air. Every family west of the Big Beaver rapids stopped at his cabin to urge him to come; but Jed wouldn't.

"Doggone, I'm too tired, neighbors. Been out all day, lifting fur and resetting traps in this soft spell."

And maybe because they guessed the real reason, the men tried to pass it off. "Well—wouldn't bother myself, only for the kids. Jane, she's in a . . . a pantymine, I think she calls it. They all kneel around a crib like angels—ma nearly cut her finger off making Jane's tinsel dress—and they hold wands and candles, and the other kids sing 'Silent Night.' Then Hughie recites 'When Pa Was a Little Boy,' and Big Sam says if he does it well, he'll give him a quarter. All a lot of nonsense, y'know, but I suppose we gotta put up with it to get them learned."

"Yeah, I'm sure lucky," Jed laughed. "Don't have to bother with that kid of mine. She's living like a real lady with her mother's folks in Calgary."

But when they were gone, Jed stood against the doorway, his pipe unlit, listening to the sleigh bells die over the blue-tinged snow. Nobody could complain he wasn't supporting the kiddies—he'd bought a ticket anyway and taken three chances on a doll or something they were raffling. He'd even slipped the proceeds of one old red fox—that he'd hunted for years—into an envelope, with an unsigned note to the schoolteacher saying the money was to be used for the kiddies' tree.

He'd always hunted that fox for Little Nan. If she'd been home, he'd have tanned it and paid the Widow Brown to sew it on her coat, and she'd have been the best-dressed girl in the valley . . .

Tonight, what was she doing? Maybe the Calgary school was having a concert too and she was in it. Maybe she was even in a pantomime, and they were singing "Silent Night" around her.

"If she'd been here," Jed said aloud, "kneeling there like an angel, I'd 'a been so proud I couldn't 'a stood it. My old heart would 'a broke in two."

★ ★ ★

Christmas day passed quietly for Jed. He fixed up a tree the way Little Nan always wanted it. She used to string the tinsel and light the candles—wise as a tender, grown woman, despite her years.

Would she think of him today? In one way he hoped she would, and in another he hoped she had forgotten. When she left, he'd agreed with Hugh and Elizabeth that it would be better if the past were broken completely. So he hadn't written. He'd never even sent her one little gift . . .

When twilight came, he sat beside his window, staring across the rolling valley deeper now with early dusk. He remembered that first lovely Christmas with Anne and how happy they'd been, dreaming of Little Nan. Somehow he felt his dead wife was very, very close to him—smiling tenderly at his dark, bowed head—and he cried out in broken misery.

★ ★ ★

When spring came and the river was breaking loose, Jed worked into the long evenings to get his traps safely across for the season. After the muskrat period was finished, he'd have the summer to himself.

But this summer again there'd be no contented Little Nan tramping after him in the woods, laughing and shouting to him as he prospected next winter's lines. The old cabin would be the loneliest place in the world—unless . . .

Unless he went away.

It was a frightening thought. Suppose he went to Calgary and visited Little Nan?

"'Course I won't!" Jed said hurriedly, picking up another set from a stump hole that reeked with the sweet scent of many weasels the trap had nabbed. "That'd be crazy. She's forgot me now. If she hasn't, she's so used to gentleness and nice manners, she'd be ashamed and ill at ease with me." He slung his string of traps over his shoulder and pushed through the dark thawing bush to the yellowing Paddle. "Even if she wasn't, it . . . well, it would undo everything . . ."

He had just stepped gingerly to the other bank when the ice gave way in a rise of stagnant, smelly water . A soft voice said, from the top, "You take a lot of chances, don't you?"

Jed looked up in surprise. The girl was young —not much past 20—smiling and friendly looking.

Awkwardly he touched his cap. "I expect you're the new teacher."

"Uh-huh." She sauntered to meet him, where the trapping trail met the old Pembina trail along the Paddle. "Edna Hudson, taking her Saturday stroll . . . I heard a lot about you."

"You did?" Jed was surprised. "Not much of it good, I'll bet?"

"I'll say not!" She laughed, and Jed laughed a little, too—but it came hard to him. "Anyway, thanks for the fox money, Mr. Parker."

"Hey!" Jed said, his face darkening. "How did you know?"

Edna laughed. "Anonymous notes always intrigue me, so I asked the postmaster if he had any idea who mailed it." She added gently, "You shouldn't have given all that."

"Oh, shucks," Jed was confused. "I had a little girl . . ."

"I know." The gentle understanding in Edna's voice made Jed turn to stare at her. Her eyes were suspiciously moist. "Jed, I wanted to call on you a long time ago."

"You? On me?" Jed was bewildered.

The girl nodded. "Jed, didn't Anne ever tell you of me?"

"Anne, of you?" The world was hurtling in that soft frightening way again. Jed's torture was beyond control.

"I took the job in Paddle valley," Edna explained, "mostly because I wanted to see you and Anne's baby. We were old friends, Anne and I. She used to write so much about you."

Jed remembered now. The Sunday afternoons Anne spent writing long letters to friends outside, while he smoked or fished. An "Eddie" she always talked of . . . For a moment he thought he had only to walk into his cabin and his wife would be writing steadily there again, looking up to smile, while evening shadows closed over the old Pembina trail . . .

Then reality came. Before he realized it he was telling the young teacher of Little Nan and all she had meant to him. Of Anne's people in Calgary always wanting her. Of the neighbors thinking he couldn't raise a child alone. And finally of that awful day he let Elizabeth Swaniss take Little Nan away.

The emptiness of his life must have crept into his voice, for when he finished, the girl's eyes were wet.

"If she were my child," Edna said fiercely, "I'd have her here with me. There's a school and a church—"

"You mean . . ." Jed swallowed unbelievingly. Nobody had ever sided with him before—always they had disapproved of his raising Little Nan. "But in Calgary she gets everything!"

"I think," Edna said steadily, "I'd demand the right to visit her in the holidays, at least. Jed, even sacrifices can be wrong."

"Yeah." Jed was tired suddenly—as if, abruptly, a friend had taken all his burdens and he could rest at last. "A man should be allowed to see his baby, anyway. A man should . . ."

Afterwards, he tossed through long, sleepless nights, threshing it out. Why go back to break his heart again? And Nan was sensitive, far beyond her years—what might it not do to her?

He took his furs to Edmonton and didn't like the prices they offered him. He figured that if he took them to the Calgary auctions. . . Strangely, he heard his own voice ordering a ticket to Calgary.

The furs sold, he had to stroll the long avenues he and Anne had strolled years before when life was only their dream. He just *had* to pass the Swaniss mansion—maybe she'd be out playing under the century-old spruce. And then, at the center gates, he stopped fighting himself. His heart nearly broke as he went up the flag walk through the hanging pergolas to the imported marble entrance.

The butler announced him in a grand tone of voice. There was the echo of unhurried footsteps, and Elizabeth came, straight and dressed in her usual black. She did not look surprised—just old and, somehow, resignedly expectant.

"You may go into the drawing room, Jed," she said, with a slight shrug. "I know it isn't I you came to see."

For the life of him he didn't know what to say And once in that soft soundless room, the frightening significance of what he had done broke the sweat on his palms.

Should he have come at all? By now, maybe Little Nan wouldn't want to see him. Kids changed so quickly.

"O Lord!" Jed closed his eyes in agony. "I couldn't ever stand that. I'd rather have stayed away and never known . . ."

When he looked up, Little Nan was in the room.

The same Little Nan! Just a bit taller and more serious—correctly dressed and better cared for. His lovely Anne in miniature!

"Baby . . ." Jed mumbled with terrible effort. Why couldn't he say something now? Something right and suitable . . . "Baby, I . . . I . . ." But words wouldn't come.

Little Nan looked frightened too. Jed was a turmoil of heaving emotions. More than anything in the world he wanted to hold that little head against his body, let the old precious agony of touching her steady his aching heart again.

"Daddy," Little Nan whispered, "would you mind if I kissed you—again?"

"Oh, baby," Jed cried, holding her. "Oh, baby, baby girl . . ."

After that first abandoned minute, some restraint seemed to wedge them apart. They talked too fast, avoided each other's eyes; and Jed never knew till long afterwards how Little Nan was fighting to make him believe she was content there —because he had let her go.

An awkward silence fell. Little Nan sighed and talked of her old home. "Daddy, what did you do with my little room?"

"Nothin, baby." He didn't know how to tell her that it was a sort of shrine to him.

"Do you get many furs now?"

"Not so many, baby. You . . . you were sort of my good luck charm." Nor did he try to tell her that when a fellow's heart isn't in it, it's never the same.

"Daddy, are all those spruce forests still standing by the Paddle?"

"Yes, baby. They're green in summer and greener in winter. In one of them they built a little schoolhouse."

"A . . . schoolhouse?" Little Nan's breath drew in sharply, and her eyes held the same desperation as her mother's had when, long ago, her people had tried to keep Anne from marrying Jed. "Daddy, I'm terribly clever in school, everyone says. Daddy, couldn't I . . . live with you again and go to school there?"

A half-frightened silence dropped into the long evening shadows. They looked at each other. Jed held out his arms again, and Little Nan went into them, her face bent down.

"Daddy, I wouldn't be any bother."

"Bother? Oh, baby!" Jed whispered numbly. But doubts crept back again. "Maybe . . . well, a rough wilderness scout like me can't give you anything . . ."

Little Nan said nothing. Jed couldn't guess why till he felt hot tears dropping on his hands.

"Baby—no!" He cradled her close, his own heart wild and breaking. "Baby, maybe I could get a housekeeper—the Widow Brown . . ."

"Sure," Little Nan whispered softly; and it was almost too sweet a dream.

Then, wretchedly, Jed fought himself again. "But, baby, you gotta be sure! I couldn't ever give you up a second time."

Little Nan hugged his arm. "Nobody . . . is ever . . . going to take me away from you again, daddy. Not even if . . . if you tell me to go. Daddy, you need me to look after you."

They looked at each other, still frightened a bit.

"Baby, your Aunt Elizabeth could fight for you. And she has money—and I have none . . ."

They went out, and Elizabeth was at the French windows, her back towards them. She looked very old and unhappy.

"I heard," she said tonelessly. "The child wasn't happy here, Jed. She was eating her heart out for you—and the bush you took Anne to . . ."

★ ★ ★

Boy, it was great with that kid home again. Come winter, Jed got up in the dark of the mornings to light the fire for Nan and old Mrs. Brown. Little Nan was allowed to sleep to the last minute and then, while she ate, Jed sorted traps and baits and walked all the way through the bush to the schoolhouse with her. Gratefully he'd wave and call to Edna smiling on the steps; then, over the freezing flats into the wastes he loved.

"I tell you," he agreed eagerly with his neighbors, "the time a fellow has to waste, seein' his kid gets an education . . ."

But he studied Little Nan's report cards far into the night, his heart nearly breaking with pride. "Doggone it, look at that, would you? Standing in class—first. Conduct—excellent."

And sometimes in the night, when the winter winds swept the frozen Paddle and everyone else was asleep, he tiptoed into Little Nan's room and straightened the covers over her warm breast—then just stood there, looking at her.

"Oh, baby," he'd think.

Abraham Lincoln is said to have confessed: "I have been driven many times to my knees by the overwhelming conviction that I had nowhere else to go. My own wisdom, and that of all about me, seemed insufficient for the day!"

The Fathers and Brothers of the Oblate Province of St. Mary's, Regina

(September, 1944)

PROVINCIAL ADMINISTRATION

Rev. Fathers:

Boekenfoehr, John .... Provincial
Schweers, Theodore .... 1st O.C.
Sylla, Anthony .... 2nd O.C.
Wachowicz, Stanley .... 1st E.C.
Switallo, Joseph .... 2nd E.C.
Riffel, Peter .... Provincial Bursar

Address of the Provincial Administration:
2026 Winnipeg St., Regina, Sask.

1. St. Mary's District:

Provincial House, 2026 Winnipeg St., Regina, Sask.

Rev. Fathers:

Boekenfoehr, John .... Provincial
Riffel, Anton .... Superior
Merx, Werner .... 1st Asst.
Peters, John .... 2nd Asst.
Schulte, Joseph .... Allan, Sask.
Plischke, Francis .... Holdfast, Sask.
Hubbert, Joseph Ph. .... Dilke, Sask.
Schatz, Michael .... Allan, Sask.
Leibel, Pius .... Bursar
Spalton, Thomas .... Scholastic Brother

2. Oblate House of Studies, Battleford, Sask.

Rev. Fathers:

Switallo, Joseph .... 2nd E.C., Superior
Kuckartz, Godfrey .... 1st Asst.
Simon, Joseph .... 2nd Asst.
Herter, Anton
Hermann, Francis .... Asst. Bursar
Walliser, James
Warnke, Joseph .... Bursar
Fix, Valentine
Engel, Leopold
Engele, Philip
Stocker, Leonard
Nadeau, Francis
Boening, Joseph .... Oblate House of Studies
Calinski, Leon. .... Krydor, Sask.
Prothmann, Carl .... Carruthers, Sask.

Lay Brothers:

Schumacher, Johannes
Bregula, Francis
Zisper, Anton
Weiss, Adolph
Uebel, Joseph
Kaintoch, Joseph

Scholastics:

4th Year Theology—

Prince, Alphonse
St. Jacques, Roger
Bilodeau, Andre

3rd Year Theology—

Lessard, Pierre (Hudson's Bay)
Lecuyer, Edward
Klein, Kasper
Feist, Paul
Seewaldt, Leopold

1st Year Theology—

Shahun, Alexander
Lewans, Bernard
Studer, Basil
Kuffner, John
Hermann, Bernard
Lenz, Francis

1st Year Philosophy—

Hanus, August
Hertz, Matthew
Ferner, Paul
Gwozdz, Joseph
Wandler, Francis
Bichel, Nicholas

2nd Year Arts—

Bott, Anthony

Juniors—57.

3. St. Joseph's District, Winnipeg, Man.

Novitiate, Oblate Fathers, St. Charles, Man.

Rev. Fathers:

Kelz, Heinrich .... Superior and Master of Novices
Riffel, Peter .... Prov. Bursar, 1st Asst. Local Bursar

Lay Brothers:

Denner, Joseph
Loreth, Ronald

Scholastic Novices—11

Feist, Nicodemus .... 2nd Asst., St. Joseph's Rectory, 491 College Ave., Winnipeg, Man.
Hilland, Paul .... Little Britain, Man.
Ruh, Philip .... Cook's Creek, Man.
Herbst, Patrick .... 491 College Ave., Winnipeg, Man.

4. Holy Ghost District

Rev. Fathers:

Wachowicz, Stanley .... 1st E.C., Superior and Bursar, Oblate Fathers, 341 Selkirk Ave., Winnipeg, Man.
Pilikowski, Albert .... 1st Asst.
Golecki, Walter .... 2nd Asst.
Czujak, John .... Cook's Creek, Man.
Buchwald, Casimir .... Tolstoi, Man.
Kucharczyk, Joseph .... Garson, Man.
Prokop, Stanislaus .... East Selkirk, Man.
Panek, Ladislaus .... St. Boniface Hospital, Man.
Ferdynus, Vincent .... Ashern, Man.
Bednarz, John .... Elphinstone, Man.
Lopuszanski, Joseph .... Oakburn, Man.

5. Grayson District

Rev. Fathers:

Ueberberg, Bernard .... Superior, Grayson, Sask.
Kosian, Richard .... 1st Asst., Lemberg, Sask.
Riedinger, Joseph .... 2nd Asst., Killaly, Sask.
Gabriel, Leo .... Southey, Sask.
Baderski, Stanley .... Melville, Sask.
Klein, Christopher .... Melville, Sask.

6. Tramping Lake District

Rev. Fathers:

Schweers, Theodore .... 1st O.C. and Superior, Tramping Lake, Sask.
Schaller, Alphonse .... 1st Asst., Wilkie, Sask.
Rheidt, Johannes .... 2nd Asst., Revenue, Sask.
Boening, Heinrich .... Leipzig, Sask.
Sluga, Joseph .... Handel, Sask.
Kosolofsky, Anton .... Scott, Sask.

7. Kerrobert District

Rev. Fathers:

Meyer, Konrad .... Superior, Salvador, Sask.
Groetschel, Carl .... 1st Asst., Reward, Sask.
Habets, Peter .... Cosine, Sask.
Nelz, Ernest .... St. John's P.O., Denzil, Sask.
Schultz, Joh. B. .... Grosswerder, Sask.
Schnerch, Thomas .... Macklin, Sask.
Ackermann, Karl .... Denzil, Sask.
Walliser, George .... Kerrobert, Sask.
Krawitz, Heinrich .... Primate, Sask.
Hermann, Jacob .... Salvador, Sask.

8. Prelate District

Rev. Fathers:

Bieler, Peter .... Superior, Prelate, Sask.
Leibel, Peter .... 1st Asst., Fox Valley, Sask.
Schneider, Joseph .... 2nd Asst., Mendham, Sask.
Schulte, Wilhelm .... Leader, Sask.
Forner, August .... Prelate, Sask.
Fuchs, Johannes .... Blumenfeld P.O., Prelate, Sask.
Schnerch, James .... Richmond, Sask.
Fetsch, John .... Lancer, Sask.
Watchel, John .... St. John's P.O., Prelate, Sask.
DeMong, Francis .... Liebenthal, Sask.

9. St. Walburg District

Rev. Fathers:

Hermes, Hubert .... Superior, St. Walburg, Sask.
Funke, Philip .... Barthel, Sask.
Loran, Hugo .... Goodsoil, Sask.
Boser, John .... St. Walburg, Sask.
Bermel, Henry .... Goodsoil, Sask.
Riffel, Timothy .... St. Walburg, Sask.

10. Rama District

Rev. Fathers:

Holick, Casimir .... Superior, Lintlaw, Sask.
Sylla, Anthony .... 2nd O.C., 1st Asst., Rama, Sask.
Wecki, Miecislas .... 2nd Asst., Fosston, Sask.
Nowak, Thomas .... Sturgis, Sask.
Rabiega, Anthony .... Kuroki, Sask.
Latussek, Richard .... Rama, Sask.

11. Toronto House

Rev. Fathers:

Puchniak, Stanley .... Superior, 12 Denison Ave., Toronto, Ont.
Klita, Peter .... 1st Asst., 1990 Davenport Rd.,
Smith, Michael .... 2nd Asst. and Bursar, 12 Denison Ave.,
Kwiatkowski, Felix .... 12 Denison Ave., Toronto, Ont.
Misiag, Stanley .... Scholastic Brother

12. Directly under the Provincial

Rev. Fathers:

Schoenwasser, Johannes
Heintze, B. M.
Schimnowski, Alfred, Lt. Col. Chaplain .... H.Q. Pacific Command
Twardochleb, Emil .... Belleville Province
Michalik, Augustine .... c/o Oblate Fathers, Prince Albert, Sask.
Warnke, Noah, Captain .... Can. Army Overseas
Rygusiak, Edmond .... Flat Lake, Alta.
Sajewicz, John .... Chaplain to Polish Refugees in East Africa.
Kucharski, Michael .... Poland
Yost, Nicholas .... Belleville Province
Kosakiewicz, Francis .... Vancouver, B.C.

Lay Brother:
Duckart, Joseph .... Belleville Province

At the University Seminary in Ottawa

Scholastic Brothers:

Hajdasz, Stanley .... 3rd Year Philosophy
Schnurr, Francis .... 1st Year Philosophy

Total

100 Fathers
23 Scholastics (of whom 1 is a priest)
8 lay Brothers

131 Oblates
11 Scholastic Novices
57 Juniors
3 Scholastics for other Provinces and Vicariates.
Deceased July 27th, 1944: Rev. Father Franz Lutz.

Medical Corner

Contributed by
J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

Hello, dear Reader! I am here again as I had promised you in the last get-together in this corner.

To-day I am going to discuss hair, or hairs, as the case might be. Our Church may have been right in making women wear head-gear in the days gone by. In modern times, however, when everyone knows all about hair, I personally believe it time that the ladies remove their hats while in Church — and other places—so that the little fellow behind them can at least once in a while get a squint edgewise at the celebrant.

There is no definite explanation as to why the Creator made humans with a crop of hair on their heads—unless He meant them as a protection for the little brain underneath. Bald men get along very well, and besides it has never been known that anyone froze his brain for lack of hair. It is much safer to use a hat or a cap. Baldness, to say the least, would be a blessing—less work, don't you think, and less money in the pockets of patent medicine firms. Most men at least—not to mention women—would be happy to be blessed with fewer hair at certain spots. Men are different, but the poor ladies are in a soup whenever nature, or their over-productive or under-productive hormonal glands make a few hair sprout under their noses or in their arm-pits. What a world!

The cause for an over- or under-growth of hair lies with the so-called sex or hormonal glands. That is why men are men and women remain women. There is an intermediary stage that places a human being into a category apart and brands it with the term "hermaphrodite." If we were all in this category the propagation of the human race would have stopped with Adam and Eve.

The reason why some hair are blond and some brunette is a known quantity and depends entirely on the lack of pigment for the former and an over-supply for the latter—in much the same way that skin-pigment characterizes nations. We do not know what colour was intended for the human race in the first place. It would not matter anyway, since human ingenuity has been able to discover "peroxide", "platinum" and even purple hair dyes. Hair dyes are out of my line, but I would like to warn you to be careful of the dye you use, because it usually remains for the doctor to clean up the mess.

Gray hair comes upon us as we grow older almost without exceptions. There is nothing we can do, at the present at least, to prevent our hair from graying. All the numerous preparations, advertized for the prevention of gray hair, have fallen by the wayside. We are made to grow old. Our personal vanity and sometimes our social position know no bounds. But even then there are tell-tale marks that give our age away. Human psychology is a funny thing. It cannot leave well-enough alone. Sometimes, too, the price we have to pay is not worth the gain. I know of a case of weeping eczema. The poor man was a physical—not to mention moral—wreck. For twenty years he was in and out of hospitals and all because he was allergic, or sensitive, to the type of dye his wife used on her hair. What a little hair dye can do! If the poor man had only known! His

Catholic Action . . .

Catholic Action we deem to be indispensable at the present time as the priestly ministry itself; and in it all must co-operate, even though they can do so only to a small extent.

Our invitation to the laity in the Apostolate of the Hierarchy in the ranks of Catholic Action has been everywhere received with docility and generosity. In the cities and in the country the number is continually increasing of those who in all their strength devote themselves to the propagation of Christian principles and to their practical application in public life, while they themselves strive to confirm their words with the example of their upright lives.

From the collaboration of the laity formed in Catholic Action towards a deep realization of their noble mission, flow forth fountains of grace and reserves of strength, which could hardly be sufficiently prized in the present time, when threats are more numerous, needs multiply, and the conflict between Christianity and anti-Christianity grows intense.

— Pius XI.

It May Interest You...

"Did you notice in church this morning," said a Catholic to his friend, "how disrespectfully some of the worshippers acted? Some of them fell asleep, and some of them laughed and talked and looked around."

"Yes, I noticed all these things", was the response, "and I tried to be more fervent than usual, in order that God, whilst paying attention to my prayer, might perceive less the faults of those poor people."

o

At almost any hour of the day or night, orchestras playing some of the most beautiful symphonic music may be heard. All one has to do is to tune in—providing that one has an instrument and is in a position to make use of it. Those who do listen in will hear the orchestras, while those who do not, will hear nothing of their music.

God's own broadcast can be heard by the heart at any time, but if man will not "tune in", he will not hear God's voice.

PRAYER FOR ALL IN THE ARMED FORCES

O God, Who by the grace of the Holy Spirit hast poured the gifts of charity into the hearts of Thy faithful, grant unto Thy servants for whom we implore Thy clemency, health of soul and body that they may love Thee with all their might and with their entire affection may fulfill whatever things are pleasing to Thee, through Jesus Christ, our Lord. Amen.

IMPRIMATUR: Most Rev. Edward Howard,
Archbishop of Portland

PRAYER FOR MEN IN THE SERVICE

Mother of God, our Mother, remember thy sons in military service. Protect them against all dangers of body and mind and soul. Grant them a deep love for and an enduring loyalty to Thy Son, Christ, our Lord. Amen.

IMPRIMATUR: Most Rev. Edward Mooney,
Archbishop of Detroit.

PRAYER TO OUR LADY, QUEEN OF PEACE

Mother of Jesus, Queen of Celestial Peace, teach us to praise the Sacred Heart of Jesus. Teach us to pray in peace, to suffer in peace, to act in peace, so that like thee we may live in peace, and thus possess eternally Jesus, the true source of all peace. Amen.

Queen of Peace, pray for us.

NOTE: Written by Pope Benedict XV. The ejaculatory prayer still is indulgenced with 300 days each time it is recited.

---

eczema disappeared in any case not long after his wife let her hair grow gray untainted.

And do not think for a minute that you can make hair grow where there are none. If you know of any means, please let me know—not that I am bald. The permanent removal of superfluous hair is just as much a problem as making them grow. That reminds me of a little old woman in Germany who claimed that she had the perfect elixir for baldness. Her concoction was a mixture of pine cones, hazelnuts, carrot-roots, a little pigeon dung and the like, She tried to get a young baron interested in commercializing the brew. But it too fell by the wayside. No, dear Reader, consult your doctor before you allow some quack monkey with your moustache or bald head. You will then not be sorry when your money will have been spent uselessly. Electrolytical and x-ray removal of hair is tedious to say the least and the latter not without serious danger in incompetent hands. Why not pluck them if you have to have fewer hair? If they come back pluck them out again. Nature might tire and eventually quit pushing hair through your skin. One little tip I would like to give you here and now—never monkey with the hair on a wart or a mole, i.e., if you do not want your death certificate to read "died of cancer". I mean exactly what I say.

Do not allow anyone to convince you that a permanent wave during pregnancy will give you a curly-headed offspring. You might just as well jump into a lake and wish you were a fish. I have been asked just that question recently. Sometimes we should really stop to think and wonder when human beings are actually going to grow up. Keep your hair clean, not greasy. Wash them regularly and be suspicious of every tonic, brilliantine and lotion recommended to you. Their alcohol content may be seriously injurious to a sensitive scalp. Cosmetic houses are out to make money and your's is just as good as anyone's.

Finis for to-day!

The Question Box

Only signed letters will be answered

What are the six precepts of the Church?

1. To keep the Sundays and Holy Days of Obligation holy, by hearing Mass and resting from servile works.
2. To keep the days of fasting and abstinence as appointed by the Church.
3. To go to confession at least once a year.
4. To receive the Holy Eucharist during Eastertime.
5. To contribute to the support of our pastors.
6. Not to marry persons who are not Catholics, or who are related to us within the third degree of kindred, nor privately without witnesses, nor to solemnize marriage at forbidden times.

What are the short prayers before and after meals?

The prayer before meals is called a "Blessing" since we pray: "Bless us, O Lord, and these Thy gifts which we are about to receive from Thy bounty, through Christ our Lord. Amen."

The prayer after meals is called "Thanksgiving". The usual form is: "We give Thee thanks for all Thy benefits, O Almighty God, Who livest and reignest forever; and may the souls of the faithful departed through the mercy of God, rest in peace. Amen."

Does there have to be a best man at a Catholic marriage ceremony, or could two women serve as the witnesses? Is the best man considered as just a witness?

Here we might well ask, "What's in a name?" I do not know what you have against the "best man." Perhaps it is well to have a best man at such a ceremony in order to give the second best man the courage he needs. The best man and the bridesmaid are usually considered as the two witnesses required in the Catholic form of marriage. Furthermore, of course, the marriage is to be entered upon in the presence of the pastor or the bishop of the place, or a priest delegated by either. There may be more than two witnesses, but at least two are required according to Church law. The Church adds no special qualifications for validity on the part of witnesses. It is merely required that they be able to act as true witnesses. Hence it would be possible to have two women instead of a man and a woman. No matter what they be called, both of them are "just witnesses."

In what did the public penances, properly speaking, as they were performed in the early centuries, by those who had committed certain grave sins, consist?

There were really four classes. The one class was called "the weepers." Having committed one of the more serious sins, usually one of three classes, namely apostasy, homicide or adultery, such were excluded from the church. To again be united with the faithful, they were obliged for a time, after admitting their fault, to stand outside of the church door clothed in coarse garments, and with ashes strewn upon their heads. They would then cast themselves at the feet of the people going to church and ask forgiveness for the scandal they had caused, and implore the favor of being admitted to public penance.

After this they were admitted to the second class called the "hearers." These were allowed to enter the second porch of the church, that part to which the pagans and Jews who were about to learn the first rudiments of Christianity, were admitted. They were permitted to remain there only during the Mass of the Catechumens, at the end of which they together with the non-Christians were dismissed by the deacon.

The third class or stage had the name of "prostrate penitents." These were allowed to enter into the church together with those soon to be baptized, but like them had to leave before the Offertory of the Mass. Before leaving, long prayers were said for them during which time they lay prostrate upon the floor; hence their name. Besides this, works of penance were imposed, such as fasting, watching, alms-giving, prayer, abstinence, etc.

Finally they could be promoted to the fourth class, known as the "standers-by." They were separated from the faithful but might remain for the entire Sacrifice, though not yet permitted to take part in the Offertory, or to receive Communion, until they had passed the time prescribed.

It must, however, be remembered that no public penances were imposed for secret sins, i.e., sins not known to others.

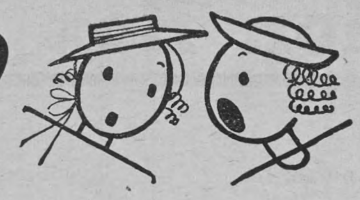
What is the difference if one has a Low, High or Requiem High Mass said for a deceased? Which is better or has more indulgence, or more benefit to the deceased?

As far as the essence of the Mass is concerned, all are of equal value. The High Mass has some external solemnity added, which does not change the infinite value of the Mass, but because of the added solemnity, which often aids the disposition of those assisting, we can say that special honor is given to God. At the Requiem Mass, the proper prayers of the Mass are special petitions in behalf of the souls in Purgatory and thus also more fitting. The greater or less help derived from Masses offered for the Poor Souls as for any other intention, depends not so much upon the kind of Mass that is offered, i.e., whether Low or High Mass, as upon the disposition of the one for whom it is offered and the disposition of the one having the Mass offered.

When a person wishes to die or prays to die, is it a mortal or venial sin?

This depends upon the disposition of the one praying. If in this wish or prayer one is prepared to see and accept God's will, whatever that might be, then there is no sin involved.

Have you heard these?



"Did Clarice enjoy her date with Joe last night?"

"She was never so humiliated in her life. When he started to eat his soup, five couples got up and began dancing."

A Scotchman was leaving on a business trip, and he called back as he was leaving: "Good-bye all, and dinna forget to take little Donald's glasses off when he isna lookin' at anything."

"I hear that you and your wife had a few words."

"And I still have mine. I never got a chance to use them."

"Daddy," said little John, "I killed five flies this morning! Two of them were ladies and three were gentlemen."

"How on earth, my boy, could you know that?"

"Why, two of them were on the looking glass and three were buzzing around a beer bottle."

O, give me grace to catch a fish,
So large that even I
In talking of it afterwards
May never need to lie.
A question I would ask you
And a truthful answer wish,
Are all fishermen liars
Or do only liars fish?

She came into the police station with a picture in her hand.

"My husband has disappeared," she sobbed. "Here is his picture. I want you to find him."

The inspector looked up from the photograph.

"Why?" he asked.

Two little boys had misbehaved in school and as punishment the teacher told them they would have to stay late and that each must write his name 100 times. On hearing this, one of them burst into tears. " 'Tain't fair!" he cried. "His name is Lee and mine's Kestenbaumenstein."

Wife: "I'm afraid the mountain air would disagree with me."

Husband: "My dear, it wouldn't dare!"

"So you don't like corn on the cob?"

"No, that's why I bite it off."

"If you don't marry me I'll take a rope and hang myself in your front yard."

"Ah, now, Herbert, you know Pa doesn't want you hanging around."

A lady gave a reception to a group of college students. Among those present was a Chinese student who had studied a book of etiquette. Handed a cup of tea, he said:

"Thank you, sir or madam, as the case may be."

"Colonel, why do you always say 'the same to you' when you salute a private?"

"Well, I'll tell you, Major, I know just what they are thinking."

A chip on the shoulder indicates there's wood higher up.

"Who gave you that black eye?"

"Nobody. I had to fight for it."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$769.45
Miss Monica Kosolofsky, Prelate, Sask.	10.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Mr. Jos. Hartmann, Sr., Reward, Sask.	4.00
Mrs. F. Stangl, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Schnurr, Regina, Sask.	1.00
B. Sabass, New York, N.Y.	5.50
Mr. Peter Hanus, Southey, Sask.	1.00
A Friend, Rastad Parish	1.00
Mr. and Mrs. Kost, Lemsford, Sask.	2.00
Mr. Henry Schulte, Marysburg, Sask	5.00
A Friend, Cosine, Sask.	2.00
Mr. and Mrs. Jos. Feser, Macklin, Sask.	2.00
Total to date	$804.95

⊙

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.